Erzählungen

von

Sophie May.

Achter Band.

Anzeige für Gebildete.

Bei Carl Focke in Leipzig sind erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte
kleine Original-Romane
der
beliebtesten deutschen Erzähler und Erzählerinnen.

Sieben Theile

enthalten:

1r Das Mährchen, von L. Kruse. — Albert, von C. Herloßsohn.

2r d'Aubigné, von G. Sellen. — Vergißmeinnicht, von C. Herloßsohn. — Base Schlick aus Glogau, von Fr. Lohmann.

3r Die Gräfin Puttlitz, von Fr. Lohmann. — Der Trauerritter, von Derselben. — Der Freischütz im Riesengebirge, von C. Herloßsohn.

4r Mutter Cary's Küchlein, von H. Smidt. — Geheim und Oeffentlich, von Demselben. — Der Rubin, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

5r Herr August Grund. Ein Bild aus der wirklichen Welt, nach Thatsachen bearbeitet von H. Smidt. — Eine Skizze aus dem Leben Catharina's d. Zweiten, von Charl. Birch-Pfeiffer.

6r Der pommersche Neffe, von Freimund Ohnesorgen. — Die Ehre des Herzens, von Fr. Laun. — Thekla von der Aue, von Fr. Lohmann.

7r Der Reisehofrath, von F. Laun. — Glück aus Unglück, von H. Smidt. — Die weiße Rose, von S. May. — Die beiden Bilder, von L. Halirsch. — Die Verlobungen, von H. Smidt.

Gesammelte
Erzählungen

von

Sophie May.

Achter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

I. Nemesis oder der Traum.

II. Maria von Cleves, Marquisin von Isles, Prinzessin von Condé.

III. Die Gründung der St. Christophs-Brüderschaft am Aarlberg in Tyrol.

Nemesis oder der Traum.

Laut erscholl die Glocke auf dem Vorsaale des Gräflich-Hohensteinschen Pallastes; schleunig stürzte die zahlreiche Dienerschaft herbei. „Se. Erlaucht der Fürstbischof!" rief der Thürsteher ihnen entgegen, und unter dem Blasen der Postillone bog schon der Wagen quer über den Platz. Alle Hausofficianten, die betagte Frau Beatrix an ihrer Spitze, wie die ganze Livree, war an dem Fuße der Treppe versammelt, die hochverehrte Herrschaft zu empfangen. Mit wohlwollender Güte begrüßte der hohe Greis die treuen Diener, reichte seinem wackern Secretair freundlich die Hand, welche der junge Mann mit inniger Ehrfurcht an die Lippen drückte, und rief der vor Freude weinenden Beatrix entgegen: „Nun, Mutter Beatrix, ich halte Euch Wort und bringe Euch Eure

Lebensfreuden wieder!" Somit reichte er seiner Nichte, der schönen Gräfin Mathilde von Hohenstein, die Hand, und führte die holde Herrin in die Wohnung ihrer Ahnen zurück. Mit himmlischer Huld umarmte die schöne Frau die Pflegerin ihrer Kindheit, welche nicht wußte, ob die Freude, ihre junge Gebieterin wieder zu sehen, oder die Rückkehr ihres eignen Kindes Clara, der fröhlichen Zofe derselben, sie mehr beglücke.

Rücksichtslos, die Gegenwart des ernsten Fürsten vergessend, war diese, schnell dem zweiten Wagen enteilend, herbeigestürzt, und mit dem lauten Rufe: „Mutter! Mutter!" die alte Beatrix umfassend, zog sie die überselige Frau an ihr hochklopfendes Herz. Mit Rührung betrachtete der Fürst die Gruppe, und Mathilde flisterte leise zu Beatrix: „Gewiß, Du Treue, ich bringe Dir Clara so lieb und gut zurück, als Du sie mir gabst." Die gewohnte Ehrfurcht gegen den Fürsten ließ die verständige Beatrix bald ihre Fassung wieder gewinnen, und indem sie von Clara liebevoll unterstützt ward, folgte sie der Gräfin, welche ihr Oheim in die wohldurchwärmten Zimmer führte. In alterthümlich großem Styl erbaut, durch die Eleganz der neuen Zeit aber

freundlich und wohnlich geschmückt, empfingen sie die Reisenden mit Allem, was die treuste Sorge zu ihrer Erquickung bereitet haben konnte. Die Flamme des Kamins loderte hell, die Kerzen erleuchteten gastlich die Zimmer. Mit Behaglichkeit blieb der Fürst an dem Eingange seines Cabinets stehen, und sich zu einem jungen Manne wendend, der ihm folgte, sagte er lächelnd: „Hier kann ich Sie willkommen heißen, lieber Steinach, denn dies ist so eigentlich meine eigne Welt; wir sind zwar Beide, streng genommen, die Gäste unserer hochgebietenden Frau hier im Hause, sie hat sich aber so ganz des Rechts über diese Gemächer zu meinen Gunsten begeben, daß ich mir hier schon alle Souverainitätsrechte anmaßen darf, und Sie sehen, sie hat dafür gesorgt, daß es mir ganz gemächlich in meinem Reiche sein kann.“ — „Mein theurer Onkel,“ unterbrach die Gräfin ihn bittend, „Sie sind der Gebieter, ich der Gast. War ich denn je etwas anderes, als das Kind Ihrer Fürsorge?“ — „Nun, nun,“ lächelte der Fürst, „wir wollen uns nicht um die Regierung streiten. Noch einmal, mein guter Steinach, heiße ich Sie in unserer Beiden Namen willkommen, mögen Sie sich mit uns gefallen, daß wir uns unserer italienischen

Beute lang erfreuen." — „Die Zimmer für Herrn Steinach sind doch bereitet?" fragte die Gräfin, zu Beatrix gewandt. „Wie Ew. hochgräflichen Gnaden befohlen," entgegnete diese, „hier zunächst bei Sr. Erlaucht." — „Nun, wir wollen Sie dort einführen," entgegnete der Fürst, „zuvor aber — was macht meine Schwester?" — „Meine theure Tante," fiel lebhaft die Gräfin ein, „weiß sie, daß wir heut eintreffen?" — „Ich habe," sagte der Secretair ehrerbietig, „der Frau Marschallin sogleich die frohe Nachricht mitgetheilt, daß wir Se. Erlaucht und die Frau Gräfin erwarten, aber den Tag nicht benannt, weil die gnädige Frau bei einer möglichen Zögerung sonst zu besorgt geworden wäre, und ihre Sehnsucht, getäuscht, vielleicht nachtheilig auf ihre Gesundheit gewirkt hätte." — „Mein Gott," fiel die Gräfin erbleichend ein, „sie ist doch nicht krank? Ihre Briefe verkündeten das frischeste Leben!" — „In ihrem Geist wird man es nie vermissen," entgegnete der Secretair, „aber das hohe Alter der Frau Marschallin! sie zählt morgen sechsundsiebzig Jahr! Sie hat seit einem Jahre ihr Zimmer nicht mehr verlassen, weil sie sich zu schwach fühlt; aber wenn man sie dort in ihrer Lebendigkeit sprechen hört, so ahnet man keine

Abnahme ihrer Kräfte. — Als ich Ew. Gnaden letzte Briefe, und die Nachricht Ihrer baldigen Rückkehr überbrachte, ward sie unendlich erfreut, hob Aug' und Hände gen Himmel, und dankte laut, daß sie diesen Tag erleben sollte. Freundlich lächelnd setzte sie dann hinzu: „Ich will Ihnen den Tag der Ankunft nennen, es ist der 15. November; Mathilde wird mir den Glückwunsch zu meinem Geburtstage gewiß selbst bringen." — Ich widersprach nicht, und so steht es in Ew. Gnaden Macht, die Frau Marschallin heut zu überraschen, da die Freude ihr gewiß nicht schaden wird." — „O lieber Herr Eckard, daß ich recht bald einen Wagen erhalte," bat Mathilde. „Ich habe Ihre Befehle vorhergesehen," entgegnete der Secretair, „die Pferde sind geschirrt, es bedarf nur Ew. Gnaden Wink." Die Gräfin beurlaubte sich bei ihrem Oheim mit wenig Worten. — Der Fürst versprach, wenn er sich ausgeruht hätte, ihr zu folgen, und hieß Steinach die Gräfin zum Wagen führen.

Mit hochklopfendem Herzen schalt Mathilde die eilenden Rosse säumend, als sie gar, da man eben in die Straße bog, wo am entgegengesetzten Ende das Haus der Marschallin lag, still zu halten ge-

zwungen war, weil eine Menge Wagen drängend die breite Straße auf Augenblicke sperrten. Mißmuthig nach der Ursach dieser Zögerung forschend, ließ Mathilde das Wagenfenster nieder, und sah zwei gegenüberliegende Palläste prächtig erleuchtet, vor deren Thüren die schöne Welt in glänzenden Equipagen herbeirollte.

Die Neugierde der Gräfin, wie gerade diese beiden, wie sie von ihrem Oheim in Italien schon gehört hatte, so eng verbundenen Häuser an einem Abende ein sichtlich getheiltes Fest geben konnten, ward noch gespannter, als sie aus den hohen Fenstern von beiden Seiten rauschende Musik ertönen hörte. Tausend Deutungen durchflogen ihren beweglichen Sinn, verschwanden aber leicht wie die Gebilde der Fata morgana, als jetzt es ihren Leuten endlich gelungen war, sich freien Weg zu bahnen, und sie in wenig Augenblicken vor dem alten ehrwürdigen Hause der Marschallin hielt. Halb erhellt von den sprühenden Feuerbecken der benachbarten Palläste, traten die dunklen Mauern und die hohen gewölbten Fenster wunderlich hervor. Die Gräfin empfand die beengende Wirkung dieses Eindrucks; sie verweilte einige Minuten im Vorsaal, wo die entzückte Die-

nerschaft der Marschallin die Zagende umgab, und erst, nachdem ihre dringenden Fragen nach dem Befinden ihrer Tante beruhigende Antwort erhalten hatten, flog sie leise die Treppe hinauf, und folgte dem Kammerdiener, der sie melden sollte, auf dem Fuße nach.

„Wer fuhr so spät noch vor, Münter?“ fragte die ehrwürdige Dame den Hereintretenden. „Die Frau Gräfin von Hohenstein sind angekommen,“ entgegnete der Kammerdiener. „Sie fragen, ob“ — „Wer?“ rief die Marschallin, mit der einen Hand den Lichtschirm fortrückend, der ihr den Ueberbringer so froher Botschaft verbarg, „Wer? mein Kind! meine Mathilde! O geschwind, Münter, wo bleibt sie, wo ist sie?“ — „Hier zu Ihren Füßen, verehrteste, geliebteste Mutter!“ rief laut weinend die Gräfin, und flog zu der Matrone, ihre Knie zu umfassen. Segnend senkte diese ihre Hände auf Mathildens goldne Locken, und zum Himmel blickend sagte sie: „Jetzt, Herr, laß deine Magd in Frieden fahren, ich habe mein Kind ja wieder gesehen.“ — Es währte lange Zeit, ehe die Freude des Wiedersehens irgend einem andern Gefühl Raum gab. Längst schon saß Mathilde, wie sonst, auf dem bequemen Sopha der

Marschallin in die Ecke gedrückt, und während die vieljährige Gefährtin derselben, die ehemalige Erzieherin Mathildens, Fräulein von Klingen, mit kunstfertiger Hand den aromatischen Thee und die zierlich feinen Butterschnittchen bereitete, koseten Tante und Nichte in traulicher Emsigkeit über alle Leiden und Freuden der drei in so banger Trennung durchlebten Jahre.

Obwohl das fortdauernde Geräusch der fahrenden Wagen, zuweilen sogar, in stilleren Augenblicken, das Tönen einzelner Musiklaute, welche der Wind herübertrug, die nahen Feste der Gräfin hätte zurückrufen können, so war sie doch mit ihren Gedanken viel zu sehr in dem lieben stillen Zimmer gefesselt, in welchem sie sich befand, als daß sie sich ihrer vorigen Neugierde hätte entsinnen sollen; ja sie hätte die Marschallin bestimmt verlassen, ohne darnach zu fragen, wenn nicht der Fürstbischof, als er erschien, seine Schwester begrüßt und sich über ihr noch immer munteres und lebendiges Auge gefreut hatte, hinzufügte: „Wahrlich, Du siehst so wohl aus, daß Du immerhin noch auf einem der glänzenden Bälle hier in Deiner Nachbarschaft hättest erscheinen können. Sage mir aber, was ist

die Veranlassung dieser Feste in so nah verwandten Häusern an einem Tage?" — „Die Gräfin Kaminskoy feiert die Vermählung ihrer Tochter" — „Mit dem Baron Steinacher," fiel der Fürst seiner Schwester in's Wort; „ich weiß, als ich im vergangenen Winter nach Italien ging, war die Sache im Werden, aber eben darum begreife ich nicht, warum im Steinacherschen Hotel ebenfalls ein Ball ist." — „Weil mit Ew. Erlaucht Erlaubniß nicht Alles wird, was im Werden ist," sagte hier das Fräulein von Klingen, die Gesellschafterin der Marschallin, und fügte bitterer hinzu: „Der Baron von Steinacher hat das alte Spiel Ihres Geschlechts getrieben, nachdem er der jungen Gräfin Herz gewonnen, zog er sich zurück, und da sich das Fräulein entschloß, ihre Hand einem Andern zu geben, und die Mutter die Feier der vor einigen Tagen still vollzogenen Verbindung heute durch einen Ball vollendet, gibt er an eben diesem Tage einen glänzenden Maskenball, wozu er Hof und Stadt eingeladen hat, damit die Arme auch nicht diesen vorübergehenden Tand ungetrübt genieße." — „Ist dem wirklich so?" fragte der Fürst, „hätte ich doch dem sonst so klugen Kopf, so feinen Mann, solch ein Benehmen nicht zugetraut." —

„Du weißt, mein Bruder,“ entgegnete mild die Marschallin, „wie grell die sonst so gute Klingen malt, wenn es den Leichtsinn der Männer gilt. Baron Steinacher mag auch wohl nicht ganz so schlecht sein, als sie ihn darstellt. Gewiß ist, daß sich die Gräfin bald getröstet hat, und daß der Geist der Gefallsucht, der sie, wie wir wissen, von Jugend auf auszeichnete, nicht immer zum Ziel führt; indeß werde ich den heutigen Schritt nie billigen, es ist nie anständig, sich und Andere zum Stadtgespräch zu machen. Ich kenne den Baron im Ganzen wenig, nur muß ich es dankbar erwähnen, daß er zuweilen eine halbe Stunde lang hier erscheint, um aus nachbarlicher Pflicht nach meinem Befinden zu sehen, und, wie er sagt, Anklänge aus einer besseren Welt in das wüste Treiben des Lebens mitzunehmen. — Ich habe ihm auch über sein aufgelösetes Verhältniß zu der Gräfin, nach Matronenart, so viel gesagt, als die Sitte verstattete, er ist mir aber glatt, wie ein Aal, entschlüpft, und wie ich auch den Schlauen fest zu halten strebte, wußte er sich doch einen Schein des Rechts zu bewahren, daß ich ihm unmöglich ganz böse werden konnte, um so mehr, da die Gräfin wohl natürlich nicht mein Liebling war.“ — „Für-

wahr," sagte der Fürst lachend, „der Baron ist gefährlicher als ich glaubte, da nach einem Verstoß gegen Dein Geschlecht, wie der heutige, Du ihn noch vertreten magst."

Noch manches scherzende Wort führte dieser Gegenstand herbei, bis endlich der Fürst Mathilden ermahnte, aufzubrechen, und der Marschallin nach solcher fröhlichen Erschütterung die nöthige Ruhe zu gönnen. Mit einem Gefühl des Bedauerns sah, trotz mancher bittern Rückerinnerung, Mathilde zu den Fenstern des Kaminskoyschen Pallastes herauf. Da lehnte aus dem letzten desselben, wo die Lichter dunkler brannten, eine weiße Gestalt weit hinaus, und schien in den gegenüberliegenden Fenstern zu spähen, nicht achtend, daß der Novembersturm den Blumenkranz aus den dunklen Locken zu rauben drohte. Mathilde sah noch, wie plötzlich die Gestalt zurückwich, und das Fenster mit solcher Gewalt zuwarf, daß die Scheiben klirrend auf die Straße flogen; da weckten die mannigfachen Bilder eine so tiefe Wehmuth in Mathildens Brust, daß sie mit Mühe Herr ihrer Empfindungen bleiben, und sie dem Auge des welterfahrnen Oheims entziehen konnte. — Aber als Mathilde wieder ihr einsames Gemach

betrat, so überwältigend auch manche Rückerinnerungen sie bestürmten, fühlte sie doch bald, daß ein reines Gemüth Zuflucht in sich selbst gegen jedes Leiden findet, und nur die Schuld die Einsamkeit scheut. Beruhigt nach einem innigen Gebet vor dem Bilde des Gekreuzigten schlummerte sie ein; süße Träume führten sie nach Italiens lieblichen Fluren, wo sie so schöne Tage gesehen hatte, und nichts störte den Frieden ihrer Seele.

Mathilde von Hohenstein war eine Großnichte des Fürstbischofs von E. und der Marschallin von Karnitz. Früh verwaiset, blühte sie unter der sorgsamen Pflege ihrer Großtante lieblich auf, und ward, kaum sechzehn Jahr alt, dem Neffen ihres Oheims, dem Grafen Hohenstein, vermählt. — Die junge Braut reichte dem ihr bestimmten Gatten ohne Widerwillen die Hand, während der früh heimlich verdorbene, und fast nur das Gute heuchelnde Jüngling, die Reichthümer des holden Kindes weit mehr als sie selbst schätzend, die größte Leidenschaft für sie zur Schau trug. — Auch war es wohl unmöglich,

daß in den ersten Monaten dieser Ehe, welche sie auf dem Lande, unter den Augen des klugen Oheims, verlebten, die Reize der über Alles holden, sich täglich schöner entfaltenden Gattin den jungen Wüstling nicht hätten fesseln sollen; selbst die erste Zeit des Winters sah den Graf Hohenstein seiner Gemahlin treu bleiben; aber nur zu bald suchte er seine Gefährten auf, und kehrte zu seinem wüsten Leben zurück.

Da indessen um seines Oheims willen der Schein gemieden werden mußte, so hätte die arglose Mathilde Jahre lang nichts ahnend, an seiner Seite gelebt, wenn ihr scheinbares Glück nicht von einer andern Seite angegriffen worden wäre. Die Gräfin Kaminskoy kam aus Ungarn mit ihrer Tochter, und ließ sich in der Residenz nieder, wo Mathilde lebte. Ihre Tochter, ein Jahr älter als Mathilde, blendend schön, durch Reisen und einen langen Aufenthalt in Paris sehr gebildet, machte einen höchst vortheilhaften Eindruck auf Jeden, der sie sah. —

Sie näherte sich mit aller Liebenswürdigkeit, die ihr zu Gebot stand, der unbefangenen, natürlichen Mathilde, und gewann bald ihr ganzes Herz. Täglich waren Beide beisammen. Der Umgang Cäci-

liens, ihre vielseitige Bildung wirkte vortheilhaft auf Mathilden; sie strebte ihr nach; der Kreis, der die beiden jungen Damen umgab, ward der ausgezeichnetste.

Unvermerkt ward auch Graf Hohenstein häuslicher; Vorlesungen, theatralische Vorstellungen wechselten ab. Ueberall ward der blendenden Cäcilie der erste Platz gegeben, auf den die bescheidene Mathilde nie Anspruch machte; Cäciliens Wort allein entschied, bestimmte, und bald war der Graf Hohenstein der Sklave jeder ihrer Launen. Im Anfange trieb Cäcilie blos ein übermüthiges Spiel mit ihm; als aber ihre Coquetterie seine Neigung zur Leidenschaft erhöht hatte, als der wirklich schöne Mann, dem in der Zukunft, beim Tode seines Bruders, ein Fürstenhut lachte, zu ihren Füßen schwor, nur für sie zu leben, da vergaß sie leicht des losen Freundschaftsbandes, welches sie mit Mathilden geknüpft, und versprach, wenn es dem Grafen gelänge, die Trennung seiner Ehe zu bewirken, die Seine zu werden.

Um Mathilden leicht zu diesem Schritt zu bewegen, setzte der Graf alle bisherigen Rücksichten für sie gänzlich aus den Augen. Seine Kälte, seine

Nichtachtung verschüchterten die schon seit einiger Zeit befangene Mathilde immer mehr. Sie ward verschlossen, und selbst Cäciliens schlaue Kunst konnte ihr Vertrauen nicht mehr gewinnen. Um diese Zeit brachte ein Zufall, wie es schien, von Cäcilien aber schlau herbeigeführt, einen Brief des Grafen an Cäcilien, voll glühender Leidenschaft und dem oft wiederholten Schwure, wie nur in einer Trennung von Mathilden und Vereinigung mit ihr Glück für ihn zu finden sei, in der Gräfin Hände. — Nach einer bang durchweinten Nacht ist ihr Entschluß gefaßt. — Sie läßt ihren Reisewagen bereiten, hinterläßt einen Brief für ihren Gemahl, der auf einer Jagdpartie abwesend ist, und begibt sich zurück zu ihrer Großtante, welche schon auf dem Lande ist. Ihr öffnet sie ihr Herz, und beschwört sie, den Fürsten zu bewegen, in die Scheidung zu stimmen, welche sie in ihrem eignen Namen fordert.

Als der Graf bei seiner Rückkehr Mathildens Schreiben empfängt, und ihm beim Eröffnen sein eigner an Cäcilien gerichteter Brief in die Augen fällt, schrickt er zusammen; Scham und eine Art von Reue füllen sein Herz, als er die an ihn gerichteten Zeilen liest. Mathilde schrieb: „Sie wünschen

eine Trennung, Eduard, ich gehe, sie Ihnen zu erleichtern, und so meinem Eide am Altare treu, für Ihr Glück zu sorgen." — Er fliegt zu Cäcilien, stumm reicht er ihr das Blatt; ihr Auge durcheilt es, lächelnd gibt sie ihm die Hand und sagt: „Der erste Schritt zum Ziele!" Bald schwindet vor ihren schmeichelnden Worten die letzte Spur der Reue, und trunken von Leidenschaft, lebt er nur für Cäcilien. — Das Urtheil der Welt scheut aber die Gräfin; so wird Mathildens Abreise durch eine Unpäßlichkeit der Marschallin entschuldigt, und bald begibt sich die Gräfin Kaminskoy mit ihrer Tochter nach einem entfernten Bade, wohin ihr der Graf in kurzer Zeit folgte. Trotz allen Weigerungen des Fürstbischofs dringt endlich Mathildens eifriges Bitten durch; er willigt in die Ehescheidung, und der Graf ist kaum vier Wochen im Bade, so sendet ihm Mathilde alle Papiere, welche diesen Schritt von ihrer und des Bischofs Seite erleichtern können. — In der leidenschaftlichsten Spannung war der Graf, als die Briefe eintrafen. Seit vierzehn Tagen war Cäcilie, die Krone aller anwesenden Damen, auch als solche von einem russischen Fürsten anerkannt, und sichtlich zur Dame seines Herzens erwählt worden. Der Stol-

zen schmeichelte diese neue Eroberung. Dieser feurige Bewerber war Fürst, reich, jung, schön und frei, während Hohenstein noch immer gebunden, und sein Fürstenhut von der Zukunft zu erwarten war. Deßhalb schwankte die Wage in Cäciliens Hand, und es bedurfte vielleicht nur noch der ernsten Erklärung des Fürsten, um sie für ihn günstig zu lenken. — Hohenstein, so schlau Cäcilie es ihm barg, fühlte, was ihm drohe, und hatte mehrere heftige Scenen mit Cäcilien, die, da sie seine Eifersucht nicht wegzuspotten vermochte, die Empfindliche spielte, und ihm vorwarf, daß er ihr ein heitres Spiel ihrer Laune verarge, und selbst nicht Kraft genug habe, die Bande zu zerreißen, welche ihn von ihr trennten. Im höchsten Unmuthe war er von ihr geschieden, da fand er bei seiner Nachhausekunft die längst ersehnten Papiere; zu spät, noch jetzt zu Cäcilien zu eilen, brachte er eine schlaflose Nacht zu. Die Besorgniß, sie zu verlieren, hatte seine Leidenschaft zu einer furchtbaren Höhe gesteigert. Kaum war es am andern Morgen möglich, zu ihr zu gehen, so flog er hin. Er traf sie eben vom Schlaf erwacht, im leichten Morgenkleide, schöner als je. Sich bewußt, daß sie ihn den Tag vorher übel behandelt, empfing sie

ihn weicher als sonst, und da er ihr den Inhalt seiner Briefe mittheilte, schien sie so entzückt, wie er selbst, über die nahe Aussicht, ihn frei zu wissen. Sie gestattete ihm, sie seine Braut zu nennen; gelobte ihm, der sie beschwor, wenn sie seinen Tod nicht wolle, den Fürsten nicht auszuzeichnen, gar nicht mehr mit ihm zu sprechen, und entließ den Grafen nach zwei Stunden überzeugt von ihrer Liebe und seliger als je.

Ein Männerdiner hinderte ihn, Cäcilien früher als auf der großen Abendassemblee wieder zu sehen. Länger als er wollte, aufgehalten, vom Wein erhitzt, tritt er endlich in die Zimmer; er durchfliegt sie; sein Auge sucht Cäcilien, in dem hintersten Gemach endlich, auf einem Sopha, erblickt er sie, umgeben von andern Damen und Männern, aber sie Alle unbeachtend, in der eifrigsten Unterredung mit dem Fürsten. Des Grafen Blut kocht, er naht sich; zähneknirrschend stellt er sich an die Thür des Cabinets, den durchbohrenden Blick auf Cäcilien geheftet; sie schlägt ihr Auge auf, ein Lächeln zuckt um ihre Lippen, indem sie dem Grafen eine leichte Verbeugung macht, und ruhig spricht sie mit dem Fürsten weiter, dessen sichtlicher Huldigung sie ihre ganze Aufmerk-

samkeit schenkt. Mit immer steigendem Zorne sucht doch der Empörte nach Entschuldigungsgründen für Cäcilien, endlich glaubt er sie in seiner verspäteten Ankunft zu finden. „Dafür will sie mich strafen,“ ruft er sich zu, um sein Inneres zu beruhigen. In dem Augenblick wird das Zeichen zum Essen gegeben; der Graf tritt auf Cäcilien zu, ihr den Arm zu bieten, doch sie wendet sich ab, und reicht ihn dem Fürsten. Sprachlos steht der Graf, und ehe er sich besinnen kann, wie ihm geschieht, flistert ihm Cäcilie im Vorübergehen spöttisch zu: „Eh bien? en meurt-on?“ — Halb besinnungslos lehnt sich der Graf an den Pfeiler der Thür, doch plötzlich sich aufraffend, stürzt er Cäcilien nach. Ohne zu wissen, was er will, fühlt er nur, daß er Rache haben muß. In blinder Wuth drängt er sich durch die nach dem Speisesaal eilende Menge. Man weicht ihm erstaunt aus. Schon ist er, Cäcilien nicht bemerkend, bei ihr vorüber, da bleibt die Spitze seines Degens in ihrem Ballkleide hängen und reißt es von einander. Der Fürst ruft ihm unwillig zu, sich in Acht zu nehmen. Auf den Ton seiner Stimme wendet sich der Graf, und mit Hohngelächter das zerrißne Kleid von seinem Degen abreißend, rief er

laut: „Der Schade ist nicht groß, die Dame und das Kleid sind ja nur leichte Waare!" — „Das fordert Blut!" rief der Fürst, auf ihn eindringend. „Blut," jubelte der Graf, „recht! danach gelüstet mir!" und ehe die Umstehenden sich genug gesammelt hatten, um sie zurückzuhalten, waren Beider Degen aus der Scheide, und in wenig Minuten stürzte der Graf in blinder Wuth, alle Vorsicht vergessend, von seines Gegners Klinge durchbohrt, ohne Bewußtsein nieder. — Der Fürst stand entsetzt, das strömende Blut betrachtend, welches durch seine Hand vergossen ward; doch ehe noch Andere sich genug gefaßt hatten, die nöthige Hülfe zu leisten, kniete er bei dem Grafen nieder, suchte die Wunde mit seinem Tuche zu schließen, und rief ängstlich nach Wundärzten und Beistand. Bald war Alles herbeigeschafft, und während Cäcilie in Angst und Schrecken den Saal verließ, begleitete der Fürst den Grafen nach Hause, und fand nicht früher Ruhe, bis der erste Verband angelegt war, und die Wundärzte Hoffnung zur Wiederherstellung gaben. Der Graf hatte das Bewußtsein wieder erhalten. Verflogen war der Rausch der Leidenschaften, und von dem Beneh-

men des Fürsten gerührt, reichte er ihm verzeihend die Hand. —

Als, sich selbst überlassen, der Fürst in sein Gemach trat, da fand er auf seinem Tische einige Zeilen Cäciliens, welche dem Rächer ihrer Ehre ihren Dank sagen sollten; aber unzart berührte es ihn, daß sie mehr Freude an dem Ausgang, als Theilnahme an dem Verwundeten zeigte, den Cäcilie selbst als einen verschmähten Bewunderer errathen ließ. Mit sich selbst uneins, und unwillkürlich der kränkenden Worte Hohensteins gedenkend, steckte er Cäciliens Brief ein, als ihm plötzlich eine Brieftasche in die Hand fiel, welche er nicht für die seine erkannte. Sie war geöffnet und voll Papiere, die, unordentlich hineingeschoben, das Schließen verhinderten; jetzt besann er sich, daß, als man Graf Hohenstein aus dem Ballsaal fortbringen wollte, diese Brieftasche jenem entfallen, und so aufgesprungen sei, daß er sie ergriffen, die zerstreut umherliegenden Blätter aufgerafft und sie aufbewahrt habe. Sorglich wollte er Alles ordnen und sie wieder verschließen, als ihm die zierlichen, noch eben bewunderten Schriftzüge Cäciliens überall entgegenblickten. Ueberrascht zögerte er einen

Augenblick, dann aber überzeugt, daß er jetzt allen Zweifeln oder seiner Liebe entsagen muß, öffnet er, und liest Worte der Liebe, der Leidenschaft sogar, in kurzen Zetteln, Spöttereien über ihn selbst, um, wie Cäcilie sagt, eifersüchtige Thorheiten zu vernichten, und steht erstaunt über die tiefe Verdorbenheit eines so jungen Gemüths. — Cäcilien erweckt am nächsten Morgen eine Adresse des Fürsten, welche nichts enthält, als einige der Billets, welche der Fürst gefunden, und nach wenig Stunden ist die gestrige Doppelbraut mit ihrer Mutter, die nur dem Willen der Tochter lebt, auf dem Wege nach dem nächsten Seehafen, um von da nach England zu gehen.

Der Fürst pflegte indeß mit Eifer den Grafen Hohenstein, den ein wüthendes Fieber an den Rand des Grabes brachte. Sein alter Kammerdiener hatte gleich nach seiner Verwundung dem Fürstbischof eine Staffette gesandt. Sie traf ihn bei der Marschallin; Mathilde war sogleich entschlossen, den Fürsten zu begleiten, und nach acht Tagen standen sie an des Grafen Krankenlager. Beschämt begrüßt der Fürst Sobietsky die Angehörigen des durch ihn Leidenden, aber fast verschwindet seine Theilnahme mit dem Grafen, da er die holde Frau sieht, welche der

Unglückliche verlassen hatte, um seiner rasenden Leidenschaft zu folgen. Mathilde, mit Engelsmilde bei dem Lager ihres Gemahls verweilend, scheint es nicht zu beachten, wenn seine Phantasien nur Cäcilien rufen, und ihr eignes Bild auch nicht einmal seine Seele erfüllt. Endlich brach sich die Wuth der Krankheit, die Aerzte gaben Hoffnung, das Fieber schwand, und der Graf erkannte erstaunt seine Gemahlin und seinen Oheim an seinem Bette. Allmählig dem Leben, und, wie es schien, einem besseren Dasein wiedergegeben, öffneten sich des Grafen Augen für Mathildens Werth. Der Fürst Sobietsky, dessen edles Benehmen aus dem raschen Feind dem Grafen einen wahren Freund geschaffen hatte, trug durch seine hohe Bewunderung der holden Frau viel dazu bei. Vielleicht hätte Mathilde jetzt noch schönere Tage in ihrer Ehe gesehen, wenn nicht die körperlichen Leiden des Grafen wieder ernster geworden wären, und seine ohnehin trübe Gemüthsstimmung noch mehr verfinstert hätten. Der Stich, dessen Wunde scheinbar geheilt war, hatte edlere Theile verletzt; eine auszehrende Lungensucht bedrohte den Grafen. „Nach Pisa,“ riefen die Aerzte, und Mathilde, still ihrer Pflicht getreu, erklärte sich bereit, ihn dorthin

zu begleiten. So verließen sie, ehe noch der Winter den Weg mühseliger machte, Deutschland, und betraten Italiens gesegnete Fluren. — Bis zur Grenze begleitete sie der Fürst Sobietsky, und versprach, nach der Wiederherstellung des Grafen in Pisa mit ihnen zusammenzutreffen, und dann gemeinsam Italien zu durchreisen. Dasselbe gelobte der Fürstbischof, und während der Graf, mit Ungeduld die baldige Genesung verlangend, nach Pisa eilt, sieht Mathilde mit banger Ahnung dieser Stadt entgegen. — Sie hatte sich nicht getäuscht. Rettungslos sank allmählig der Graf seiner Auflösung entgegen. — Nur verzögern konnte die milde Luft das Unvermeidliche. Als nach einem Jahre der Fürst Sobietsky den Leidenden in Pisa aufsuchte, schärfte das schönere Band, welches jetzt beide Gatten zu verbinden schien, noch den Vorwurf, Schuld an ihrer baldigen Trennung zu sein. Lebhafte Bewunderung erhöhte täglich seine Theilnahme für Mathilde, und bald zwang ihn dies Gefühl zur schnellen Flucht, wenn er seine Ruhe nicht ganz verlieren wollte. Der Graf, ziemlich theilnahmlos für die übrige Welt, fühlte seine Abreise wenig, und entschlummerte bald nachher, unter dem leisen Gebet Mathildens, deren treue Güte jede

noch so trübe Laune des Kranken mit Liebe getragen hatte. —

Die Gräfin zog sich in ein stilles Landhaus zurück, und trat, als nach einem halben Jahre der Fürstbischof bei ihr eintraf, zwar noch in verhüllenden Trauerkleidern, aber mit den Rosen der Gesundheit geschmückt, ihm entgegen. Jetzt eigentlich ging Mathilden eine neue Welt auf: sie sah in ihres Oheims Begleitung alle Kunstschätze, alle bedeutenden Gegenden Italiens. Der feine Geist dieses wahrhaft gebildeten Mannes versammelte überall den ausgezeichnetsten Kreis bedeutender Menschen in seinem Hause. Hier erwarb Mathilde die vielseitige Bildung wirklich, von der Cäcilie nur die glänzende Außenseite trug. — In Neapel trafen sie mit dem Fürsten Sobietsky zusammen, aber wohl fühlend, wie unmöglich es sei, daß Mathilde oder ihr Oheim seine Nähe gern sehen könnten, vermied er sie, so viel es ging, während daß jeder flüchtige Blick das Bild der lieblichen Frau fester in seine Seele drückte.

Die hohe Roma hatte der Fürstbischof seiner Nichte, als die Krone Italiens, zuletzt zeigen wollen. Sie betrat den classischen Boden mit zitternder Scheu. Verschwunden war die Gegenwart, sie lebte nur in

der Vergangenheit. So wenig achtend auf das, was sie in der Wirklichkeit umgab, streifte sie mit ihrem Oheim oft fast allein in den großen Trümmern der Weltbeherrscherin umher. — Der Fürst in einem einfachen Oberrock, ohne Zeichen seiner Würde, Mathilde von einem langen Schleier fast ganz verhüllt, so traten sie eines Morgens in den Riesenbau des Coliseums. — Wunderlich schauen zwischen den hohen prachtvollen Ruinen kleine aus Trümmern erbaute Altäre sie an. Ihr Auge schweift umher, und nachdem es sich des ergreifenden Anblicks erfreut hat, beginnen sie, diese ewig denkwürdige Stätte zu beschauen. — Des faden Cicerone, der ohne Theilnahme, ohne Geist, die Gegenstände der höchsten Erinnerung schildert, längst überdrießig, sind sie ohne einen derselben gegangen; doch jetzt wäre auch ein solch lebendiges Register nicht ohne Nutzen. Mathilde und ihr Oheim gestehen es sich lächelnd ein; indem sieht Mathilde einen jungen Mann emsig eine schön beleuchtete Stelle der Ruine zeichnen. Sie deutet auf ihn; ihr Oheim winkt ihr Beifall, und Beide treten zu dem jungen Mann, der aufsieht, sie freundlich grüßt, und emsig mit seiner Arbeit fortfährt. — Doch bald ihren

Wunsch errathend, sagt er lachend, die dunklen Locken aus der Stirn streichend: „Ei nun, die Sonne leuchtet morgen wohl wieder so schön, und ich freue mich, Sie hier, wo ich wohl so eigentlich zu Hause bin, umherführen zu können.“ — Die lebhafte Traulichkeit des jungen Malers, die Begeistrung, welche allmählig in ihm erwachte, jemehr er sich in die Zeiten vergangener Größe versetzte, und endlich die Entdeckung, daß er ein halber Landsmann, ein Elsasser von deutscher Abkunft, sei, gewann ihm des Oheims Herz bald ganz. Steinach, so hieß der junge Maler, ward dringend gebeten, auch den andern Tag, wo St. Peter ihm seine Hallen öffnen sollte, sie zu begleiten. Er sagte zu, und war eine Woche lang der stete Gefährte unserer Reisenden. Zufall hatte es in den ersten Tagen verhindert, daß des Fürstbischofs Name und Stand seinem jungen Begleiter bekannt ward; der joviale Mann gefiel sich in dem ungezwungenen, heiteren Umgange des unbefangenen Steinach, und fürchtend, es möchten diese Würden und Namen störend in sein Treiben eingreifen, vermied er es geschickt, sie in Anregung zu bringen. — Steinach, dem in ungetrübter Klarheit noch jeder Augenblick entflohen war, sah mit seinem hellen

Blicke wohl, daß man ihm etwas verbergen wollte, aber „was kümmert's mich," lachte er, „mögen sie sein, wer sie wollen; der alte Herr ist klug, jovial und findet Gefallen an mir, und seine Tochter — o gelingt es mir nur, das holde Engelsköpfchen in seiner ganzen Anmuth und Reinheit aufzufassen, das soll eine Madonna werden, um die mich Raphael beneidet!" — Mathilde genoß in nie gekannter Freude Alles, was sie umgab, und Steinach, der mit dem Feuer des heiligsten Enthusiasmus Alles um sie her verschönerte, war ihr ein sehr willkommner Gesellschafter, obwohl sie sich zuweilen ein wenig überrascht fand, sich so dreist angeredet, im Feuer des Gesprächs bei der Hand ergriffen, und lebhaft hier oder dort hingezogen zu sehen. Indeß das Gefühl froher, selbst bewußter Jugendfreude, dessen sie sich jetzt zuerst fähig fühlte, stimmte sie leicht dahin, jene kleinen Verstöße wider die feine Sitte zu verzeihen. So standen alle Drei eines Tages in dem Vatican; Steinach erklärte mit gewohnter Lebendigkeit eines der Frescogemälde, und da Mathilde etwas nicht verstanden, so ergriff er lachend ihre kleine Hand, und deutete damit an, was er meine, indem er rief: „Hier, meine liebe holde Freun-

bin, sehen Sie nun, welch einen Engel ich zeigen wollte, ich dächte, es sollte einer den andern leichter erkennen!" Indem er ihr fröhlich in's Gesicht schaute, wie gewöhnlich ihrem heitern Blick zu begegnen, sah er sie plötzlich erbleichen, und ihre Hand ihm entziehen. Er folgte der Richtung ihrer Blicke, und sah den Fürsten Sobietsky, ihm aus früherer Zeit wohl bekannt, ehrfurchtsvoll mit dem Bischof reden. „Seit vier Tagen bin ich in Rom, Ew. Erlaucht," hörte er den Fürsten sagen; „denke aber, es sehr bald wieder zu verlassen," fügte er, Mathildens Erbleichen beachtend hinzu. „O weh!" sagte Steinach komisch ernst zu Mathilden, „da hat sich mein alter Freund, wie ich ihn so gern nannte, plötzlich in eine Fürstlichkeit verwandelt, und was, schöne Fee, wird nun aus Ihnen? — In welche Region werden Sie mir entrückt! — Ach, Sie stehen ja schon mit einem Heiligenschein umgeben vor meiner Seele, wollen Sie denn noch unerreichbarer werden?" — Aber Mathilde konnte ihm nur mit halbem Lächeln antworten, auch brach ihr Oheim, das peinliche Zusammentreffen mit Sobietsky zu enden, sogleich auf, nachdem er mit Steinach Abrede genommen, wo sie sich des andern Tages treffen wollten. Vom Fürst

Sobietsky erfuhr jetzt Steinach Namen und Stand seiner Freunde, auch wie ein feindliches Geschick den Fürsten in so trübes Verhältniß zu diesem Hause gesetzt hätte. Was nun die gleichen angenehmen Gesellschafter durch die Trennung des Standes für ihn verloren, das ersetzte das gesteigerte Interesse für den anerkannt seltenen Werth des Fürstbischofs von E., und das schon so früh durch Leiden verbitterte Geschick Mathildens. Zwar nicht ganz mit der alten Traulichkeit, aber mit inniger Achtung blieb der junge Steinach der Gefährte unserer Reisenden. Er führte Mathilde in den Zirkel einer edlen Römerin ein, bei welcher der gebildetste Kreis sich versammelte, und deren Umgang für Mathilden unendlichen Reiz gewann, da sie nur einige Jahre älter als sie selbst, und in jedem Sinne ausgezeichnet zu nennen war.

Bald einte die innigste Freundschaft beide Frauen, und leicht ward es Mathilden zu erkennen, wie Steinachs Werth der feurigen Römerin Herz gewonnen, und wie es wohl nur der Erwiederung von seiner Seite bedurft hätte, um sie zu bewegen, ihren Rang zu vergessen, und ihr bedeutendes Vermögen mit ihm zu theilen.

Aber Steinach, weit entfernt, dies zu ahnen, behandelte sie ruhig, mit der Achtung, die ihre Vorzüge verdienten, ohne einer andern Geliebten zu huldigen, als der Kunst. Ihr gehörte seine ganze Seele, nur sie beschäftigte ihn, und jede schöne Frau zog seine Aufmerksamkeit nur in dem Grade auf sich, als sie sich irgend einem Ideale nahte, das er in seiner Seele trug.

Die liebevolle Achtung, welche ihm der Fürst bewies, und seine Verehrung für Mathilden, welche seine ganze Seele erfüllte, ließ es Steinach unmöglich finden, länger als sie in Rom zu bleiben. Er nahm des Fürsten Vorschlag, mit ihnen zu reisen, an, und redete sich ein, es werde ihm leichter werden, sich in Deutschland von ihnen zu trennen, dort, wo die Verhältnisse beengend eingriffen, würden sich allmählig die Zauberbande lösen, von denen er sich befangen fühlte. — Cornelia sah die Anstalten zur Abreise mit tiefem Schmerz; kaum daß sie in Steinachs Gegenwart sich beherrschte. Eines Abends allein mit Mathilde, welche sie aufzurichten strebte, ergriff sie plötzlich ihre Hand, und sagte: „Du führst ihn weg! Es ist wohl gut! Vielleicht werd' ich Dich dafür noch loben müssen! Doch hüte Dich, daß nicht

der Pfeil, den Du mir entziehst, Dich selbst verwunde; aber Du kannst ja nicht fühlen, was ich hoffnungslos leide, denn nicht des Oheims Wort, sein Herz hat ihn zur Mitreise getrieben, wenn Du mit meinen Augen ihn sähest, er ließe Dich nicht!" „Cornelia," erwiederte Mathilde ernst, „beleidige nicht mich, nicht Steinach. — Er ist mir sehr werth — ich freue mich, es ihm zu sein; aber wie Deine Würde es Dir verbieten muß, der flüchtigen Neigung, die Deine Lebhaftigkeit und diese südliche Luft zur Leidenschaft erhöht, nachzugeben, würde mir die meine schon den Gedanken daran untersagen; Steinach selbst liebt nur die Kunst, jede andere Empfindung ist in der Brust des echten Künstlers ihr untergeordnet; darum sieh uns ohne Sorgen scheiden, und folge uns, sobald Dein allzu weiches Herz seine Ruhe wieder gewonnen hat." Durch Mathildens stille Kraft ermuthigt, und von dem Wunsch, ihre Gefühle zu bergen, gestärkt, ertrug Cornelia die Scheidung mit anscheinender Ruhe; sie entließ Steinach so würdig, daß er mit dem ganzen Enthusiasmus hoher Bewunderung, inniger Freundschaft, von ihr schied, und ihr edles Bild, von keiner Schwäche befleckt, in seiner Seele mit hinwegnahm. Aber

Corneliens Thränen flossen in zeugenloser Einsamkeit noch warm und innig seinem Andenken, als schon längst die Reisenden die Alpen überstiegen und Mathildens Heimath erreicht hatten. —

Die Gräfin Kaminskoy hatte damals mit ihrer Tochter so schnell das Bad verlassen, jene schmähenden Worte waren von so Wenigen gehört worden, und der Fürst Sobietsky, so wie Graf Hohenstein hatten so streng über das Benehmen Cäciliens geschwiegen, daß sie fast als ganz theilnahmlos an dem unglücklichen Streit betrachtet ward, und als sie nach zwei Jahren in die Residenz zurückkehrte, die alte zuvorkommende Aufnahme fand. — Selbst Mathilden war ihr Antheil an der traurigen Begebenheit fremd. Zu zart, um jemals ihren Gemahl diesen Namen hören zu lassen, war ihr die gehäufte Schuld Cäciliens unbekannt geblieben, und ihre Bescheidenheit hatte oft, durch die Vorstellung von ihren eignen geringeren Vorzügen, ihren Gemahl zu entschuldigen gesucht, und Cäcilien nur den Vorwurf leichtsinniger Gefallsucht gemacht. — So hatte Cäciliens Ruf nicht gelitten, und der Baron Steinacher, der erste aller Elegants in der Residenz, wie der reichste in ihrem Kreise, ja mehr als das, ein Mann von Kopf

und Geist, von edler Gestalt, und wenn seine zügellose Eitelkeit ihn nicht verblendete, des Lobes der Besseren nicht unwerth, verließ bald Alle die, welche er bisher ausgezeichnet hatte, um sich Cäcilien zu nähern. Beide fein, listig, klug, über Alles eitel und herrschsüchtig, spielten das gewagte Spiel, Einer den Andern zu unterjochen. — Aber Cäciliens Stunde hatte geschlagen, sie verlor ihr Herz, das bei so mancher Bewerbung edler Männer nur kalt den Vortheil der angebotenen Partie berechnete, jetzt an den Eigensüchtigsten des ganzen Geschlechts. Doch der Sieg reizte, eben seiner Schwierigkeit wegen, den Baron so sehr, daß er Cäcilien, als die klügste Frau, die er kennen gelernt hatte, glücklich zu machen beschloß, und ihr seine Hand anbot. Trunken vor Freude, willigte sie ein; der Tag der feierlichen Verlobung war anberaumt, da brach der Baron plötzlich ab, schrieb Cäcilien, er fühlte, sich geirrt zu haben, sie würden nie glücklich mit einander sein, und da die Empörte, dem bittern Hohn der Welt zu entgehen, schnell dem Hofmarschall Grafen Wildenberg, der sich schon lange um sie bewarb, die Hand reichte, hatte er die glänzenden Feste, die er jeden Winter zu geben pflegte, an eben dem Tage eröffnet, wo

die Gräfin Kaminskoy die Vermählung ihrer Tochter durch einen Ball feierte.

Noch lag fast die ganze schöne Welt der Residenz in den Armen des Schlafs, die erst am frühen Morgen beendeten Feste im Traume fortzusetzen, als schon Mathilde ihrer Großtante Hände liebkosend in die ihren schloß, und der Gaben viel und mancherlei, von sorgender Liebe geordnet, den Frühstückstisch der würdigen Matrone bedeckten. „Und doch," lächelte die Marschallin, als sie die holde Frau viel geliebkoset, und sich über ihr frisches blühendes Ansehen gefreut hatte, „doch bist Du, mein liebes Kind, nicht der erste Glückwünschende an dem heutigen Tage; sieh die schönen Blumen in den herrlichen Töpfen, dort unter Deinem Bilde, sind von einem jungen Herrn mir dargebracht zur Geburtstagsfreude. Es sieht zwar wahrlich aus, als blühten und dufteten sie Dir, zum Altare scheint der Tisch, der sie trägt, verwandelt; aber Du mußt mir sie doch gönnen. Der Baron Steinacher hat bei ihrer Uebersendung dem Münter sagen lassen, er möge sie ja so stellen, daß

sie mir beim Frühstück in die Augen fielen, und da sind sie natürlich dahin gekommen; denn weil ich mich, seit ich es besitze, jeden Augenblick Deines Bildes freuen wollte, hängt es ja gerade meinem Sitze gegenüber, und seitdem fühle ich meine Eingezogenheit noch weniger als sonst."

Jetzt unterbrach eine junge, unangemeldet eintretende Dame, die Frau v. Löbau, die Unterhaltung. Sie flog auf die Marschallin zu, und brachte ein zierlichrs Häubchen zum Angebinde, das sie mit liebenswürdiger Heiterkeit, alles Sträubens ungeachtet, selbst der Marschallin aufsetzte.

Frau v. Löbau war die Schwester des Barons Steinacher, der selbst eintrat, als der jetzt allmählig sich vermehrende Kreis der Freunde der Marschallin die Damen so umgeben hatte, daß er Mathilden nicht sogleich bemerkte. „Sie haben," sagte die Marschallin lächelnd zur Erwiederung seines Glückwunsches, „das Bild dort so schön verziert, daß sich das Original selbst dafür bedanken mag. Mathilde! der Baron Steinacher." Die Gräfin wandte sich verneigend gegen den Baron, der sichtlich überrascht und verlegen, einige Augenblicke bedurfte, ehe er den gewohnten Ton geistvoller Unterhaltung wieder ge-

wann. Das Bild der Gräfin, der Meisterpinsel, der es zeichnete, war der Gegenstand des Gesprächs, und da die Gräfin verkündete, daß der Künstler, dem man es dankte, sie hierher begleitet hätte, ward der Wunsch, ihn zu sehen und zu kennen, eben mit allgemeiner Theilnahme ausgesprochen, als der Fürstbischof mit ihm eintrat. Die edle Haltung, der geistvolle Blick des Fremden, so wie sein einfaches und doch sichres Benehmen stellten ihn sogleich auf die Stufe, die dem wahrhaft gebildeten Mann jedes Standes auch in den Zimmern der Fürsten gebührt. Mit Achtung von den Männern, mit Wohlgefallen von den Frauen empfangen, war Steinach von diesem Augenblicke an ein ersehnter, nur oft zu seltner Gast, und in dem Hohensteinschen Hause alle Vorrechte eines geprüften Freundes genießend, ward er von dem Fürsten wie ein Sohn, von Mathilden wie ein Bruder behandelt. —

Mathilde lebte im schönen Genuß der Gegenwart heiter und ruhig fort, ohne eine Veränderung zu fürchten, noch zu wünschen. Der Umgang mit Frau v. Löbau, die bald ihre stete Gefährtin ward, sagte ihr in jeder Art zu, und brachte bald ihren Bruder, den sie mit der größten Zärtlichkeit liebte,

fast täglich in Mathildens Gesellschaft. Von dem ersten Augenblicke an war der Baron Steinacher sichtlich von Mathildens Werth ergriffen, und in sehr kurzer Zeit hatte sich das sichere, fast übermüthige Betragen desselben, welches er sich gegen Frauen zu erlauben pflegte, in ungewohnte zarte Aufmerksamkeit verwandelt, welches derjenigen, die sie allein hervorzuzaubern wußte, doppelt schmeichelhaft sein mußte. Prächtiger und sinniger als je wurden die Feste, welche er gab, und während Mathildens unbefangene Ruhe und stille Würde ihn in ehrerbietiger Ferne hielt, und jede Erklärung von der sonst ihm so fremden Furcht, keine günstige Antwort zu empfangen, zurückgescheucht ward, stieg seine Leidenschaft immer höher. Halb ausgesprochne Wünsche der Frau von Löbau, lächelnde Winke, welche die Marschallin gab, hatten schon lange gestrebt, Mathilden für den Baron zu stimmen. — Um so ängstlicher suchte diese ihren Frieden zu bewahren, und all' dem Treiben, welches nur dahin gerichtet war, ihr die so werthe Unabhängigkeit zu entreißen, auszuweichen, ohne Jemand weh zu thun. Ein gleiches, gehaltnes Benehmen schien ihr das zweckmäßigste

zu sein, und ihre ganze Aufmerksamkeit ging dahin, es zu bewahren.

Ein Brief verkündete Steinach, daß seine Mutter schwer, ja unheilbar krank darnieder liege, sich schmerzlich nach dem einzigen, Jahre lang gemißten Sohne sehne, ja, daß sie ihn sprechen müsse, weil sie Wichtiges ihm noch mitzutheilen habe, bevor sie ruhig sterben könne. Dies entschied schnell; in wenig Stunden war der Reisewagen bereit, die herzliche Theilnahme des Fürsten, Mathildens sichtliche innige Trauer besänftigten den Sturm in Steinachs Brust; das Herz gestählt von dem Entschlusse, der Achtung des so herrlichen Mannes werth zu bleiben, beurlaubte er sich mit ernster Rührung vom Fürsten, und drückte schweigend Mathildens Hand an seine Lippen.

Der Baron, schon längst durch Steinachs Gegenwart gedrückt, hätte gern seine Entfernung günstig für sich gedeutet, wenn Mathildens unverstellte Trauer darüber, so wie früher ihr würdig gehaltnes Benehmen, eine ungleiche Deutung zugelassen hätte. Er fühlte, daß dies Herz nur durch das zarteste Benehmen, das edelste Vertrauen, erworben

werden konnte; deßhalb trat er ihr nur ganz leise näher. Oft mit Wärme Steinachs Werth erkennend, gefiel er sich selbst, ihn recht hoch zu stellen, damit es ihn desto mehr erfreuen könne, wenn er Mathilden dahin geführt haben würde, ihm dennoch den Vorzug in ihrem Herzen zuzugestehen. Ihn reizte der Kampf mit anerkanntem Verdienst; wenn er auch lebhaft fühlte, daß nur die Verhältnisse, welche die so hoch gestellte Frau so tief und zart verehrte, und die zu verletzen nur ein leidenschaftliches Gemüth wagen kann, sie von Steinach trennten, so hatte er doch ihr würdiges und klares Gemüth zu tief erkannt, um nicht zu wissen, daß sie unfähig sei, ihm selbst je ihre Hand zu geben, wenn ihr Herz sie nicht begleite. Deßhalb ein wenig auch bei Mathilden auf den Leichtsinn ihres Geschlechts, und viel auf seine so oft bewährte Unwiderstehlichkeit rechnend, hatte er fest beschlossen, den Kampfplatz nur als Sieger zu verlassen.

Das Frühjahr entfaltete sich schöner, da störte ein Brief von Steinach der Gräfin die Freude an der erwachenden Natur. Er brachte die Nachricht, daß der Arme seine Mutter schon todt gefunden habe; ja daß das ganze heimathliche Dörfchen we-

nige Tage nachher ein Raub der Flammen durch die in dem Elsaß eben im Freiheitstaumel schwärmende Bande geworden sei. Einige nach der Entfernung der Mordbrenner zurückgekehrte Einwohner hatten dem traurenden Sohne gesagt, daß der Pfarrer des Dorfs die gute Dame, wie man Steinachs Mutter, die Besitzerin der schönsten Meierei des Dorfes, nannte, die letzten Tage nicht verlassen, ja nach ihrem Tode geäußert habe, wie er ihren Sohn erwarte, um ihm die Papiere, wie die Verlassenschaft derselben einzuhändigen. — Aber der Pfarrer war entflohen, das Haus ein Raub der Flammen.

„Mochte es so sein,“ schrieb Steinach, „ich habe mehr, als ich bedarf; daß aber die Unmenschen das kaum geschlossene Grab meiner Mutter öffneten, weil die frisch aufgeworfene Erde ihnen Schätze zu bergen schien, daß ich die geliebten Züge, die ich lebend nicht mehr schauen sollte, im aufgesprengten Sarge, der Witterung preis gegeben, erblickte, ging fast über meine Kräfte. Ich selbst half ihre neue Ruhestätte bereiten, und erst, als ich den heiligen Staub der Erde wieder gegeben hatte, ward meinen brennenden Augen der lindernde Trost der Thränen.“

Zuletzt schrieb Steinach, daß, um den Gräueln

dieser Auftritte zu entgehen, welche jetzt sein Vaterland bedrohten, er lieber dem fernsten Norden zueilen, und nach Rußland gehen werde. —

Der Fürst, voll Theilnahme für Steinach, sandte ihm sogleich Empfehlungsbriefe an mehrere angesehene Personen, und Mathildens tröstende Worte, der milde Geist ihres freundlichen Briefes, richtete mehr als Alles ihren Freund auf, und begleitete ihn, wie der wohlthuende Hauch des Südens, in die ferne Zone, der er entgegeneilte.

Der Sommer kam, er lockte die Städter auf das Land. Mathilde, welche der kränkelnden Marschallin wegen länger als sonst in der Stadt geblieben war, gab endlich den Bitten der Frau von Löbau, welche die Marschallin selbst dringend unterstützte, nach, und versprach, einige Monate auf ihrem Gute zu verleben. Man schien sich verabredet zu haben, auf keine Art Mathilden zu drängen und zu treiben; doch arbeiteten sichtlich der Fürst, die Marschallin wie Frau von Löbau dahin, den Baron der Gräfin näher zu stellen.

Gedankenvoll, mit sich selbst streng und ernst rechtend, daß sich das widerspenstige Herz so liebevollen Aufforderungen nicht fügen wollte, und doch entschlossen, nur dann nachzugeben, wenn sie jeder seiner Empfindungen Herr geworden wäre, langte die Gräfin zu Löbau an. Angenehm überraschte es sie, den Baron nicht hier zu finden, und sie erkannte diese Feinheit seines Benehmens so freundlich, daß der Baron bei seinen hin und wieder erfolgenden kurzen Besuchen sich immer gütiger empfangen glaubte und zufriedner entfernte. Auch Frau von Löbau deutete Mathildens Zufriedenheit, sich weniger beengt zu fühlen, als sie gefürchtet hatte, günstig für ihren Bruder, und glaubte, als ein schöner Abend beide Freundinnen im traulichen Geplauder an das Ufer des Sees geführt hatte, einen Schritt wagen zu können, der ihr den Weg zum längst gewünschten Ziele ebnen sollte. — Sie lenkte die Unterredung auf Cäcilien und des Barons frühere Verhältnisse zur Hofmarschallin, welche sie bis dahin nie gegen Mathilden erwähnt hatte. — Sie erzählte Mathilden, wie sie damals, eben verheirathet mit ihrem Gemahl, zu dessen Eltern gereiset, fast ein Jahr abwesend, und durch ihres Bruders Briefe sehr für

Cäcilien eingenommen gewesen sei. „Eben,“ fuhr sie fort, „als ich schon daran dachte, die Rückreise zu bestimmen, um der Vermählung meines Bruders beizuwohnen, die, wie ich hoffte, ihn glücklich machen sollte, erhielt ich einen Brief von ihm, der — — doch ich will ihn selbst reden lassen, und sehen, ob Du, Mathilde, seine Rechtfertigung so gültig finden wirst, als ich; doch noch Eins. Was hältst Du von dem ersten Eindruck? Glaubst Du an den Zauber, den ein vorher nie gesehenes Wesen urplötzlich über alle unsere Sinne ausübt?“ — Mathilde, vor deren Seele bei dieser Frage plötzlich der Moment trat, wo unter den gigantischen Ruinen des Coliseums ein einziger Blick aus den dunkelblitzenden Augen Steinachs ihr den fremden Mann so schnell zum Freunde schuf, sah träumerisch in den klaren See zu ihren Füßen, und sagte in wehmüthiger Erinnerung: „O gewiß, das Herz, geschaffen, das unsrige zu verstehen, strahlt uns aus dem vorher nie gesehenen Auge an, dem Zuge ist schwer zu widerstehen!“ — „So?“ sagte Frau von Löbau, „nun, da ist mein armer Carl schon halb entschuldigt, jetzt lies, und richte dann.“ — Damit warf sie Mathilden einen offnen Brief in den Schooß,

und sprang schnell davon, indem sie der Erstaunten zurief, sie hier zu erwarten, da sie gleich wiederkehren werde. Mathilde hielt erschrocken den Brief in den Händen, und war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie ihn lesen sollte oder nicht. Da aber Aufschrift und Datum sie überzeugten, daß der Brief mehrere Monate vor ihrer Rückkehr vom Baron Steinacher seiner Schwester geschrieben war, so hielt sie es für eine Ziererei, ihn nicht lesen zu wollen, und schlug ihn aus einander.

Der Baron schrieb: „Man fühlt nie lebhafter, wie schwer es ist, eine Uebereilung und Unbesonnenheit zu entschuldigen, als wenn man zu einem Herzen spricht, dessen eigne Reinheit von keinem unruhigen Schlage getrübt ist. — So höre denn, ich habe mit Cäcilien gebrochen. — Und nun, ehe Du die ganze Ladung wohl verdienter Vorwürfe über mich aussprichst, nimm gütig auf, was ein seinen Fesseln entwischter Sklave zur Rechtfertigung des halsbrechenden Sprunges, den er gewagt, zu sagen hat. — Ja, es ist wahr, ich habe Cäcilien bewundert, aufgesucht, mit allen Kräften gestrebt, der Stolzen Neigung zu gewinnen, eben weil sie es wagte, mir so stolz gegenüber zu stehen. Als es mir nun gelungen war,

als ich sie, die ungerührt das Herz wahrlich braver Männer nur zu ihrem Spielzeuge brauchte, jetzt als das meine ansehen konnte, dā ein Blick von mir sie regieren, mein Lächeln sie fröhlich, mein Ernst unmuthig machte, da, nun ja, da liebte ich sie, wie der Meister sein gelungenstes Werk. — Unser Verlobungstag war angesetzt, Cäcilie glücklich, ich mit der sonst in allen Dingen so passenden Partie zufrieden. — Da beschließe ich, aus Rücksicht für unsere Nachbarin, die würdige Marschallin von Karnitz, ihr früher persönlich meine Verlobung anzuzeigen, und fahre daher an einem Morgen bei ihr vor. — Eine ungewohnte Unruhe fällt mir auf, da ich in den Vorsaal trete; der Bediente, der mich melden soll, kommt zurück, und bringt die Botschaft, die Frau Marschallin bitte mich, ein wenig in die Bibliothek zu treten, weil sie eben beschäftigt sei. Ich folge ihrem Wunsche; da aber nach zehn Minuten Niemand erscheint, nicht einmal das langweilige Gesicht der Fräulein Klinger, und ich die sonst so förmliche Dame der alten Welt, die Marschallin, in diesem Vergessen, in dem unruhigen fernen Pochen, das bis zu mir dringt, nicht wieder erkennend, mich eben entfernen will, kommt der alte Münter, das wandernde

Cabinetsstück der Marschallin, herein. Er bittet mit tausend ängstlichen Complimenten, daß ich die Gnade haben möge, es zu entschuldigen, wenn ich die Frau Marschallin von Kisten und Packereien umgeben fände; es wären aber so eben einige derselben aus Italien, von Sr. Erlaucht, dem Herrn Fürstbischof angekommen, und da die Frau Marschallin sehr besorgt wären, daß den darin enthaltenen Gemälden Schaden zugefügt würde, so hätten sie befohlen, daß sie in ihrem Zimmer eröffnet würden; ich folgte dem Kammerdiener, versichernd, daß mich das nicht hindern sollte. — Es war in der That ein seltner überraschender Anblick, wie die strenge Ordnung, die sonst in diesem Gemache herrschte, gestört war. Auch die Dienerschaft, welche, mit der Gebieterin ergraut, nur selten oder nie dies innere Heiligthum betritt, war jetzt in ungewohnter Nähe hinter dem Sessel der Marschallin versammelt, und selbst mein Eintritt konnte ihre Theilnahme nicht von dem Gegenstand abziehen, den Alle mit dem höchsten Ausdruck der Freude betrachteten. „Näher! näher! lieber Baron,“ rief die Marschallin mit ungewohntem Eifer, „geschwind, sehen Sie hier das liebe, liebe Bild.“ Unbeachtend, daß ich einige Seiten-

sprünge machen mußte, um den den Fußboden bedeckenden Kisten zu entgehen, war auch Münter schon wieder zu der bewundernden Gruppe getreten. „Fürwahr, Ew. Excellenz," sagte ich lachend, „der Weg zu Ihnen führt über Dornen," denn eben hatte ein Nagel mich unsanft berührt. „Ja, ja, nehmen Sie sich in Acht," antwortete die Marschallin, ohne sich umzusehen, „und kommen Sie nur geschwind." Jetzt war ich da, ungern trat Fräulein Klinger zurück, und nun sah ich! o Adelaide, wie soll ich Dir das Engelsbild voll Huld und Milde schildern, was da so lieblich und sanft mir entgegenblickte. Diese engelreine Stirn, das feine Näschen, die zarten frischen Lippen, sinnig geschlossen, als wollten sie das reiche Gefühl der Liebe, das in den tief blauen Augen so deutlich strahlt, der ganzen Welt verhüllen, dieser Arm, der, von dem goldnen Kettchen umschlungen, so küssenswürdig auf dem rothen Sammetpolster ruht, die züchtig bedeckte Brust, die ganze schöne Gestalt, das blonde, mit feinem Perlennetze durchflochtne Haar, wo finde ich Worte, Dir deutlich zu machen, wie dies Bild mit heiliger reiner Flamme mein Innerstes erfüllte, und alles Andere darin auf ewig vernichtete. „Meine Nichte," sagte

die Marschallin, sich an meiner sichtlichen Ueberraschung weidend, „die Gräfin Hohenstein.“ Kaum hörte ich, was sie sprach, noch was ich antwortete. Es kam erst wieder Leben in mich, da dem Bilde ein Platz bestimmt werden sollte, ich half der Marschallin das vortheilhafteste Licht auswählen; ich war so eifrig dabei beschäftigt, daß die Marschallin mehr als einmal ausrief, ich sei recht zur glücklichen Stunde erschienen. Ja, mit bewunderungswürdiger Geduld half ich alle übrigen Gemälde ordnen, in dem Anschauen des Einen Lohn für alle Mühe findend. — Es war zwei Uhr, ehe wir fertig waren, und endlich gezwungen, mich zu entfernen, verließ ich die Marschallin, ohne nur mit einer Sylbe des Vorsatzes, der mich zu ihr geführt hatte, zu gedenken. — In einem unaussprechlichen Gewirr von Empfindungen betrat ich mein Zimmer. Nur so viel fühlte ich deutlich, heute, jetzt, konnte ich Cäcilien nicht wiedersehen. Rasch entschloß ich mich, einen Vorwand zu nehmen, auf einige Tage zu verreisen, und indeß, wie ich wähnte, mich wieder in andere Stimmung zu versetzen; ich schrieb einige flüchtige Zeilen an Cäcilien, meine Abwesenheit zu entschuldigen, be=

fahl meinem Kammerdiener, das Nothwendigste einzupacken, und fuhr nach dem nah liegenden Bade. Im Wagen erst fragte ich mich, was ich da wollte, was überhaupt meines Treibens Zweck und Ziel sei? — Ich war gebunden durch meine freie Wahl! — Was, fragte meine Vernunft, fehlt Cäcilien? Geburt, Geist, Reichthum spricht für sie, und der Schönheit Gewalt, wer kann sich mit ihr messen. Unwillkürlich nahm ich ihr Bild, welches ich in einer goldnen Kapsel bei mir trug, ich öffnete es, aber mein Auge suchte umsonst die Reize, die mich gestern entzückten. Diese glühenden Augen, diese herrische Haltung, die freie Kleidung, Alles war mir zuwider, ich schloß die Kapsel unmuthig, und mit innigem Widerstreben, sie auf meinem Herzen zu tragen, in welchem ein so ganz anderes Bild lebte, steckte ich es in die Wagentasche, und überließ mich bitteren Selbstvorwürfen, mich so aus Eitelkeit verblendet und ohne Liebe meine Hand verschenkt zu haben. Gegen Abend komme ich an. Mir selbst zu entfliehen, trete ich in das Spielzimmer. Mehrere Cameraden, welche ich dort treffe, empfangen mich mit Jubel. Auch der Fürst Sobietsky, derselbe, den ich vor vier Jahren in Spaa traf, das Glück hatte, ihm dort

einen Dienst zu leisten und ihn aus den Klauen falscher Spieler zu ziehen, war hier. Erfreut, uns wieder zu sehen, sprachen wir viel zusammen und saßen bei Tische neben einander. Hier, wo das Spiel nicht mehr die Anderen beschäftigte, erwachte die Neugierde meiner Cameraden, wie ich hierher gerathen. Man fragt, man lacht, man neckt mich. „Er muß um so mehr gelobt werden, daß er hier ist,“ ruft Güßow, „er braucht doppelten Urlaub, vom Obristen und von seiner Dame, und ich wette, die schöne Gräfin hat ihn nicht gern gegeben.“ — „Nun, nun,“ rief ein Anderer, „sie hat so Unrecht nicht, es sind schöne Mädchen hier.“ — „Wie?“ sagte Güßow, „so schön, wie Cäcilie von Kaminskoy, ist Keine. Nun, Steinacher, stoß an, ich trink' es Dir zu.“ In diesem Tone ging das Gespräch fort, man glaubte mir desto angenehmer zu sein, je mehr man Cäcilien lobte, und ich trug, was ich nicht ändern konnte, mit schweigender Geduld. Meine Verstimmtheit vermehrte nur die Lustigkeit meiner Freunde, welche gutmüthig meine Entfernung von Cäcilien als deren Ursache ansahen, und mir riethen, lieber morgen zurückzukehren. „Ja,“ fügte Güßow hinzu, „eben fällt mir ein, frage nur Deinen Nach=

bar, Se. Durchlaucht waren auch einmal ein Anbeter der schönen Gräfin vor drei Jahren in Carlsbad; ich war dort, und gehörte leider zu den unbemerkten Sklaven an ihrem Triumphwagen." — „Der Schönheit," sagte der Fürst ernst, „gebührt überall Huldigung." — „Ja," fuhr Güßow heiter fort, „schön ist die Gräfin, auf meine Ehre, aber nimm's nicht übel, lieber Steinacher, eben da in Carlsbad sah ich doch noch eine Schönere, freilich nur verstohlen, in der Kirche, in der verklärenden Hülle des Schleiers, aber so etwas Ueberirdisches traf ich nicht wieder. Es war die Gräfin Hohenstein, mit deren Gemahl Ew. Durchlaucht die affaire d'honneur wegen des Kleides der Gräfin Kaminskoy hatten." — Wie ward mir bei Nennung dieses Namens, meine Pulse stockten, mein Blick fiel auf den Fürsten; er stand erbleichend auf und sagte: „Ich muß Sie bitten, mein Herr von Güßow, dieser unglücklichen Sache nicht mehr zu erwähnen, da ihre Folgen leider so traurig gewesen sind, daß diese Rückerinnerung eine der bittersten meines Lebens ist." — „Ich hoffe," sagte Güßow offen, „mein Fürst, Sie sind überzeugt, daß dies nicht meine Absicht war!" — „Gewiß," sagte der Fürst, ihm die Hand reichend,

„ich bitte noch einmal, entschuldigen und gewähren Sie meine Bitte." — „Für immer, auf mein Wort," entgegnete Gützow, die angebotene Hand mit Wärme ergreifend. — Man war aufgestanden, und eilte wieder zum Spiel. Mir sagte eine dunkle Ahnung, der Fürst wäre nicht ohne Absicht vom Schicksal mir hier entgegengeführt. Seine Bekanntschaft mit Cäcilien, ein Duell um ihrentwillen mit dem Grafen Hohenstein, dem Gemahl eben der Frau, deren Bild seit wenig Stunden meine ganze Seele so erfüllte, als hätte nie ein anderes darin gelebt, Alles Dinge, die mir bis dahin unbekannt, ja ganz fremd waren, jetzt mir so plötzlich kund werdend, das war zu bedeutend, konnte nicht blos zufällig sein. Ich näherte mich dem Fürsten, der finster in einem Fenster lehnte, und fragte, ob er mich auf mein Zimmer begleiten und mir eine Stunde schenken wollte. „Es sei," sagte er, „ich sah es kommen, Sie mußten fragen, und der Dank, den ich Ihnen schuldig bin, zwingt mich, ohne Rückhalt zu reden; ich bin bereit, Ihnen zu folgen." Als wir allein waren, bat ich den Fürsten dringend, mir Alles mitzutheilen, was auf Cäcilien Bezug habe, da ich nicht läugnen wolle, daß ich allerdings gesonnen gewesen

wäre, ihr meine Hand zu bieten, meine Anwesenheit hier, meine frühere allgemein bemerkte Verstimmtheit ihm aber Zeuge sein könne, daß ich schon vor diesem Abend halb und halb entschlossen gewesen sei, mich zurückzuziehen, und jetzt noch ungewisser, ihn dringend bitte, wenn er je geglaubt hätte, mir Verbindlichkeiten schuldig zu sein, sie durch Offenheit zu lösen. — Nachdem ich dem Fürsten mein Wort gegeben hatte, Cäciliens Ruf zu schonen, erfuhr ich ein solches Gewebe schändlicher Coquetterie, daß, obwohl die Gräfin nicht gegen die Sittlichkeit sündigte, sie dennoch verächtlicher, als die leichtsinnigste der Frauen durch die berechnete tiefe Schlechtigkeit ihres Benehmens ist. Genug von ihr! Ich athmete frei auf; ich war gerettet, ja ich schien mir vom Schicksal berufen, der Rächer Mathildens zu sein, deren Glück die Unwürdige zum Spiel ihrer Laune gemacht und hohnlachend mit Füßen getreten hatte. — Ich brachte den Fürsten auf Mathilden, und jedes Wort, das er, der hoffnungslos das holde Wesen liebte, mit so überströmendem Feuer sprach, brannte ihr Bild tiefer in meine Seele ein. Erst am Morgen trennten wir uns. Ich schrieb nach seiner Entfernung gleich an Cäcilien, daß ich mein Wort

zurücknähme, und fügte hinzu, daß eine Unterhaltung mit dem Fürsten Sobietsky, welche so eben zwischen uns Statt gefunden habe, diesen Schritt unabänderlich mache. Ich bat sie, alle Schuld auf meinen Leichtsinn zu werfen und für sich in den Augen der Welt den guten Schein zu retten. — Einige Briefe, die sie mir schrieb, sandte ich unerbrochen zurück; so wird sie, wie ich hoffe, ihre Partie nehmen und ruhig die schuldlos Verlaßne spielen, während das Heer der Frauen mich unbarmherzig zerfleischen wird. — Mögen sie doch! Dies Herz ist ein Altar für Mathildens holdes Bild; bis die Göttin selbst erscheint, ist das Geträtsch vorüber und ich darf den Blick zu dem Himmel jener Augen erheben, ohne von andern Fesseln gebunden zu sein, als welche sie so unwiderstehlich anlegen."

Hier schloß der Brief; wunderbar ergriffen, wie eine unsichtbare Vergeltung in dem entscheidenden Augenblicke sie selbst zum Werkzeug der Rache gegen die ehemals so siegreiche Cäcilie gemacht hatte, saß die Gräfin in tiefem Sinnen verloren, da umfaßten sie zärtlich liebevolle Arme, und Frau von Löbau flisterte ihr zu: „Nun, Du längst erwählte Schwester meiner Seele, zürnst Du mir noch, wenn ich

des armen Bruders scheinbaren Leichtsinn vertheidige, und jenes mir verhaßte Weib seiner unwerth fand? Wenn ich, seit ich Dein Zauberbild sah, ihn entschuldigte, und seit ich Dich kenne, mit jedem Gedanken seine Handlung preise, die mir mindestens eine süße Hoffnung läßt, die mir selbst dieser ernste Blick, dieser halb erstickte Seufzer nicht nehmen kann. Gestatte nur ferner, wie Du es thust, daß Dir mein Bruder näher trete; jetzt, da er vor Deinem Gefühl doch einigermaßen gerechtfertigt ist, hoffe ich viel, viel von der Zukunft! — Sieh, da kommen die Männer, denn Carl ist eben eingetroffen; fort mit den Papieren und der ernsten Miene, keine Ahnung von diesem Gespräch kommt über meine Lippen, hier mein Frauenwort darauf!" Die feine Gewandheit der Frau von Löbau half Mathilden über die Befangenheit dieses Augenblicks leichter hinweg, als sie glaubte, auch war wirklich kein ernsteres Dringen die Folge dieser Unterredung, nur daß die kluge Adelaide die einmal mit Glück gesprengten Fesseln benutzte, um bei jedem einsamen Beieinandersein ihrem Bruder das Wort mit aller Liebe und Begeisterung zu reden, welche ihr ihre warme Zärtlichkeit für ihn eingab. —

Mathilde sah den bestimmten Zeitpunkt ihrer Rückkehr nach der Stadt vielleicht um desto lieber, denn obwohl alles Andere, ja ihr Verstand selbst dahin strebte, ihr den Baron im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, so war der innere Widerspruch ihrer Empfindungen doch viel zu mächtig, als daß sie die Beistimmung ihres Herzens den Wünschen ihrer Lieben schon jetzt hätte geben können. — Als aber die Marschallin sie mit stillem Kopfschütteln empfing, ja, sie eine Thräne in den Augen der würdigen Frau erblickte, da ergriff die Gräfin gerührt ihre Hand und sagte: „Lassen Sie mir Zeit, liebe Mutter, ich hoffe, Sie werden mit mir noch einst zufrieden sein!" Erheitert durch diese Worte, umarmte die Marschallin die Gräfin, und war so unendlich gütig und herzlich, daß Mathilde bewegt in der Einsamkeit ihres Gemachs beschloß, ernster als je den Kampf mit nur zu lieben Erinnerungen muthig und siegreich zu vollenden. — Sie wußte Steinach in Petersburg in der angenehmsten Lage, besonders viel vom Fürsten Sobietsky aufgesucht. Er schrieb selten, und wenn auch der tiefe Schmerz der Entsagung oft unwillkürlich in den finstern Bildern, welche ihm entschlüpften, hervorbrach, so strebte er doch sichtlich,

nur die Sprache des warmen gehaltvollen Freundes zu reden. Sein Beispiel ermuthigte Mathilden, und so begann der Winter, der des Barons Hoffnungen täglich zu schönerer Blüthe entfalten sollte.

Sehr ungern sah sich jetzt der Baron Steinacher gezwungen, eine sonst sehr ehrenvolle Sendung an einen entfernten Hof zu übernehmen, die ihn auf Wochen, vielleicht Monate entfernte; aber er konnte die Gnade des Fürsten nicht ausschlagen, welcher durch diese Wahl ihn sehr begünstigte; indeß von der Gräfin sehr herzlich entlassen, hoffte er bei seiner Rückkehr sich bald am Ziel seiner Wünsche zu sehen. — Das Haus der Marschallin sollte jetzt wieder eine jüngere Dame in seine Mauern schließen. Eine Verwandte der Fräulein von Klinger, Antonie von Schönau, welche arm, durch ihre Verlobung mit dem sehr reichen Herrn von Güßow aber eben im Begriff stand, eine sehr gute Partie zu thun, ward von der Marschallin erwartet. Sie sollte hier noch einige Monate die frohe Brautzeit genießen und dann bei ihrer Mutterstelle vertretenden Verwandtin, dem Fräu-

lein von Klinger, vermählt werden. — Ihre Ankunft brachte mehr Leben in das sonst so stille Haus, und der sehr lebendige Güßow, den die Liebe zu dem fröhlichsten Treiben begeisterte, sann alle Tage auf Feste, wo Mathilde mindestens die Braut begleiten mußte. Antonie nahm mit einer Art von Unersättlichkeit an Allem Theil, welches von Vielen als natürlich bei dem einfach erzogenen Mädchen angesehen wurde, bei Mathilden aber oft den Gedanken erweckte, als suche Antonie sich selbst zu entfliehen. Besonders liebte sie den Tanz mit leidenschaftlicher Gewalt, und obwohl es sie sichtlich angriff, ja auch die hohe Zartheit ihrer Gestalt, ihre glühende, oft fliegende Röthe, Alles eine schwache Brust andeutete, so überhörte sie alle Bitten Mathildens, und tanzte oft allein den angreifenden Shawl, den sie mit unendlicher Grazie durchführte, bis zur Erschöpfung. Ihr zu Ehren veranstaltete Güßow auf einem nicht weit entfernten Gute, das er eben gekauft hatte, einen prachtvollen Ball. — Man fuhr auf Schlitten hin. Der Tag war schön, die Gesellschaft heiter, das Fest elegant, und selbst den gespanntesten Erwartungen entsprechend. Die Tafel war in einem schmalen Saale, an dessen nach ganz alterthümlicher Weise

verzierten Wänden einige alte Gemälde hingen. Gerade Mathilde gegenüber zog ein sehr edles Gesicht, in der Tracht des Johanniterordens, wie die Comthure sie bei feierlicher Gelegenheit anlegten, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Da keine ihrer Nachbarn das Bild, noch die früheren Besitzer des Schlosses kannte, auch die laute Fröhlichkeit der Anwesenden wenig nach den Gesichtern der schweigsamen Altvordern schauete, so blieb Mathildens Neugier unbefriedigt, und obwohl ihr Blick immer wieder nach den ernsten und doch so milden Zügen des würdigen Greises zurückkehrte, konnte sie doch nicht sich selbst klar werden, was so innig in dem Bilde sie anspreche. Die Tafel war aufgehoben; nachdem der Tanz noch mehrere Stunden gedauert hatte, suchten die Ermüdeten endlich die Ruhe, für welche der gastfreie Wirth die zahlreichen obern Zimmer hatte bereiten lassen. Die Gräfin und Antonie betraten das hohe Gemach, wo sie schlafen sollten, nicht ohne einigen Schauer, denn der ungeheure Kamin, in welchem noch die Gluth prasselte, hatte das lang unbewohnte Zimmer nicht hinlänglich erwärmt. Bald flüchteten die Damen in die wärmenden Betten, und der Schlummer floh die Ermüdeten nicht lange; doch

eben, da Mathilde sich sanft ihm überließ, ward sie plötzlich durch einen sie kalt anwehenden Luftzug erweckt. Erschrocken, ohne zu wissen weßhalb, fährt sie in die Höhe. Ihr Blick durchfliegt das Zimmer, als müsse er in der unsichern Helle, welche ihr Auge trifft, etwas Furchtbares entdecken. Je klarer sie sich selbst bewußt wird und sich der lähmenden Macht des Schlafs, von welcher sie sich noch befangen wähnt, zu entreißen strebt, je deutlicher sieht sie eben aus jener Ecke, woher ihr der unerklärlich matte Lichtschimmer dringt, eine Gestalt sich erheben, in graue Nebel gleichsam gehüllt, die leise, nur dem geistigen Ohre hörbar, auf sie zuschreitet. Die Gräfin erstarrt; willenlos gezwungen, das gespenstige Wesen nicht mit einem Blick zu verlassen, sieht und erkennt sie in dem jetzt ihr nah stehenden Schatten das Bild, welches bei der Tafel so sehr ihre Aufmerksamkeit erregte. Bedeutend, mit trüber Wehmuth blickt es sie an. Von tausend Schauern durchbebt, will die Gräfin Antonien rufen, aber die Stimme versagt ihr, sie will den angstvollen Blick von der Erscheinung abwenden, aber jetzt beugt sich das bleiche Gesicht ganz nahe zu ihr, sie sieht die Züge, welche früher die alterthümliche Tracht ihr

entfremdeten, genau, und plötzlich reißt das ihre Sinne fesselnde Band. „Steinach!" ruft sie laut, und sinkt fast ohnmächtig auf ihre Kissen zurück. Als sie nach einigen Augenblicken die Augen aufschlägt, ist Alles verschwunden. Still athmet die ihr nah schlummernde Antonie, und nur der bleiche Schimmer des Mondes zittert durch das Gemach. Allmählig wagt die Gräfin, das, was sie gesehen zu haben glaubt, für ein Gebilde des Traumes zu halten, entstanden durch jene ihr jetzt plötzlich klar gewordene Aehnlichkeit des Bildes mit ihrem abwesenden Freunde. Das ängstlich pochende Herz verweilt indeß doch sehr bang bei dem Gedanken, ob es nicht vielleicht ein Abschiedsgruß des für immer Geschiedenen sei, den er der Freundin seiner Seele sende. Endlich aber verschmelzen Traum und Wachen wieder leise in einander, und die tief bewegte Brust Mathildens findet im leisen süßen Morgenschlummer die so vielfach erschütterte Ruhe wieder. Als am nächsten Morgen die helle Wintersonne in das Gemach strahlte, und Antonie die Säumende, selbst schon ganz gekleidet, erweckte, da stand Mathilden das in der Nacht erlebte Ereigniß mit so unendlicher Klarheit vor der Seele, daß sie, ganz davon erfüllt, ungewöhnlich still

beim Frühstück erschien. — Sie konnte den Fragen nach ihrer Verstimmung sich nicht entziehen, und gestand endlich, daß ein Traum sie beunruhigt habe. Als man näher in sie drang, und sie erwähnte, wie sie geglaubt habe, jenen Comthur, dessen Bild im Speisesaale ihr gegenüber gehangen habe, als Geist zu sehen, rief lachend ein alter Oheim Gützow's, der eben dem Neffen das Gut verkauft hatte: „Gewiß hat die schöne Gräfin im gelben Eckzimmer geschlafen, und in den Geschmack der Zeit eingehend, will sie uns hier den fast vergessenen Spuk früherer Zeit auffrischen, von welchem sie vielleicht gehört hat. — Uebrigens kann man keinem Geiste es verdenken, wenn er wiederkehrt, um so holde Gäste zu begrüßen, wenn sie sein Territorium betreten." Mathilde war bei dieser Rede bleich geworden, und alle Damen sahen erschrocken den Obristen an, dessen Worte das belächelte Traumgesicht Mathildens zur Geisterer=scheinung umschufen. „Nun, lieber Oheim," rief Gützow lachend, „das wußte ich ja noch gar nicht, daß dies so recht alterthümliche Schloß auch so geziemen deinen Poltergeist habe." — „So kann ich ihn auch nicht nennen," sagte der Obrist, „freilich habe ich in den ganzen funfzehn Jahren, daß ich dies

Gut besitze, ihn nicht einmal so tüchtig aufgestört, als Du es gestern getrieben hast; dafür kenne ich aber auch nur den Spuk von alten Sagen der Hausbewohner, und ich denke noch immer, die schöne Frau hat vielleicht von ihrer Tante, der Marschallin, etwas über diese Geschichten früherer Zeiten gehört, und neckt uns jetzt damit." — Als aber Mathilde ernstlich das Gegentheil versicherte, und mit Frau von Löbau in ihn drang, ihnen zu sagen, was er davon wisse, ward der Obrist so sichtbar verlegen, daß die Damen gezwungen waren, von ihrer Forderung abzustehen. Bei Tische aber, wo Mathilde absichtlich, wenn auch nicht ohne Grauen, ihren Platz jenem Bilde gegenüber, und den Obristen zu ihrem Tischnachbar erwählt hatte, bat sie auf's Neue ihn lebhaft um die Mittheilung des Geheimnisses. Nach vielen Weigerungen sagte endlich der Obrist: „Nun wohl, Frau Gräfin, ich gebe Ihnen die Hälfte davon, und verweise Sie mit der andern an Ihren Herrn Oheim, der sie ausfüllen mag, wenn er will; doch bedinge ich mir Ihr Wort, daß Sie Ihrer Freundin, der Frau von Löbau, nicht mittheilen, was Sie mir entlocken." — Auf Mathildens Versprechen der Verschwiegenheit sagte der Obrist:

„Man sagt, es haben in eben dem Zimmer, wo Sie geschlafen, zwei Brüder in unnatürlichem Zweikampf gegen einander gestanden, und der Jüngste soll durch die Hand des Aeltesten gefallen sein. Klugheit und Vorsichtigkeit haben die gräßliche That verborgen, bis der Wahnsinn und endlich eigenmächtiger Tod des älteren Bruders die dumpfen Gerüchte wieder erweckte, und der Erzählung von dem in jenem Gemache zuweilen erscheinenden Geiste neues Leben gab. Das ist Alles, was ich weiß, und soll ich Ihnen rathen, Frau Gräfin, so fragen auch Sie weiter nicht. Es bedecken schon viele Jahre das Verbrechen.“ — „Der ewige Richter kann strafen, kann begnadigen,“ sagte Mathilde sanft, „und selige Ruhe wird auch Deinem Schatten werden, hoher Greis,“ fügte sie, die Augen zu dem Bilde hingewendet, hinzu. „Amen,“ sagte der Obrist, ihre Hand fassend, „wahrlich, wenn solche Augen für uns bitten, das muß den Himmel erweichen.“ —

Auf der Rückkehr zur Stadt war Mathilde unablässig mit der eben gehörten Erzählung beschäftigt, welche, trotz aller Gräßlichkeit, doch mindestens ihr die Beruhigung gab, daß jene Erscheinung, wie sie still grauend die Begebenheit der Nacht nennen mußte,

keine Beziehung auf Steinach hatte, dessen unläugbare Aehnlichkeit mit dem Bilde doch nur zufällig sein konnte. So über dies ihrem Herzen so nah liegende Interesse beruhigt, war sie bei der Erzählung ihrer Abenteuer an ihren Oheim zwar lebhaft erregt, aber ganz unbefangen, und erwähnte sogar jener sprechenden Aehnlichkeit des Bildes mit Steinach. Um so mehr mußte es ihr auffallen, wie sichtlich der Fürst überrascht war, wie ernstlich er die Sache nahm, welche, wie Mathilde glaubte, nur seinen Spott reizen würde. Er ließ sich mehrere Male das Ganze wiederholen, ging unruhig auf und nieder, und endlich Mathildens Hand fassend, sagte er: „Der Obrist hat Recht, es taugt nicht, mehr wissen zu wollen; frage nicht, mein Kind! Trübe Deinen reinen Sinn nicht durch das Bild der entwürdigten Menschheit. Nur wenn wir vielleicht etwas Gutes stiften können, da sollen wir auch einer kleinen Spur nachgrübeln. Du, meine liebe Tochter," setzte er lächelnd hinzu, „harre, bis der Geist Dich anweiset, etwas für ihn zu thun, vielleicht, da er Dir so liebe Züge trägt, erscheint er wohl wieder einmal dem lebhaften Köpfchen! Gute Nacht, Mathilde, geh! In Deinem stillen Gemache, das nie ein Verbrechen

entweihte, wird kein Phantom störend Dir nahen.“ — So ernst zurückgewiesen, wagte Mathilde keine weiteren Fragen an ihren Oheim, und da selbst die sonst so gern die Ereignisse früherer Tage erzählende Marschallin, trotz ihres sichtbaren Schreckens bei Mathildens Schilderung ihres nächtlichen Abenteuers, schwieg, so bemühte sich Mathilde, nicht weiter darüber zu grübeln; aber Steinachs Bild war durch diesen Vorgang mit Macht all' den Schleiern entrissen worden, in welche Mathildens ernster Wille es zu hüllen strebte. Wenn auch bald darauf ein Brief des Entfernten ihr sein Leben, seine stille, innige, dauernde Anhänglichkeit verbürgte, so sprach eben der schwermüthige Geist dieses Briefes mit solcher Allgewalt zu ihrem Herzen, daß die Arme den schon so oft begonnenen Kampf nur zu leicht vernichtet sah, und sich zu neuen Anstrengungen zwingen mußte. —

Jetzt trat auch nach langer Absonderung die Hofmarschallin von Wildenberg wieder in dem glänzenden Kreis der großen Welt auf. Ihr Rang, ihre Verhältnisse brachten sie oft mit Mathilden zusammen,

und weit entfernt, der Gräfin auszuweichen, suchte sie durch ein unbefangenes, ja höchst anspruchsvolles Wesen sich über sie zu stellen, und alle Gedanken, als könne Mathilde ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht für sie sein, zu unterdrücken. Die Gräfin ließ sie gewähren, und war froh, wenn sie keine gesellige Pflicht verband, ihre oft peinliche Nähe zu ertragen. Cäciliens immer noch blendende Schönheit zog bald einen Kreis von Anbetern um sie her. Wohl fühlend, daß sie die Achtung der Besseren verscherzt hatte, geizte sie nach dem Beifall der Menge, und bald ward ihr Ruf immer mehr angegriffen. Doch wenig sich darum kümmernd, schien ihr Zweck nur darauf hinzugehen, sich selbst zu betäuben, während sie indeß doch im Stillen Alles anwandte, um von jeder Kleinigkeit, Mathilden und Baron Steinacher betreffend, Nachricht zu erhalten, da ihr selbst natürlich der Kreis, in welchem Jene sich bewegten, verschlossen blieb.

Der Baron wurde täglich erwartet, und da eben dem Gützowschen Brautpaare zu Ehren ein Ball bei der Gräfin Hohenstein war, so schrieb Frau von Löbau, ehe sie zur Gräfin fuhr, ihrem Bruder einen Zettel, worin sie ihn bat, sobald er ankomme, dort-

hin zu eilen. Schon war die Tafel aufgehoben, und noch immer blickte Frau von Löbau umsonst dem Ersehnten entgegen. Antonie gab den Bitten ihres Bräutigams nach, und von der Gesellschaft im großen Kreise umgeben, tanzte sie den Shawltanz reizender als je. Eben hatte die zarte Sylphide sich ganz in das feine türkische Gewebe gehüllt, und jetzt allmählig und kunstvoll erst die schönen Arme, dann das liebliche Gesicht enthüllend, so daß sie nur mit einer Hand noch, gleich einem weiten Purpurmantel, den Shawl um sich warf, drehte sie sich höchst anmuthig langsam im Kreise umher, als sie plötzlich zusammenschrak, und mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. — Alles flog herbei, die Damen umringten die Bewußtlose.

In Mathildens Armen erwachend, fuhr Antonie wild auf, und rief ängstlich: „Wo? wo ist er?“ Die Damen, vermuthend, sie verlange nach Herrn von Güßow, ließen den ängstlich Harrenden zu seiner Braut; aber Antonie fuhr schaudernd zurück, und barg ihr Gesicht an Mathildens Busen; doch plötzlich sich gefaßt aufrichtend, reichte sie dem besorgten Güßow die Hand, sagte, ein plötzlicher Schwindel habe sie überfallen, jetzt sei ihr besser, und keine Ursache,

für sie besorgt zu sein, man möchte sich ja nicht stören, sie würde sich sehr bald erholt haben, und vielleicht, fügte sie lächelnd hinzu, noch wieder tanzen können. Umsonst bat man sie, zu Hause zu fahren, sie bestand lebhaft, ja eigensinnig darauf, zu bleiben, und folgte mit Mühe Mathilden, einige Augenblicke im Nebengemache zu ruhen. Mit ernsten Blicken betrachtete Mathilde das junge Mädchen, welche mit fliegender Brust, in sichtlicher Spannung, und mit Gewalt Thränen unterdrückend, auf dem Sopha lehnte, und mit einigen ihrer Freundinnen, welche sie umgaben, zu scherzen suchte. Plötzlich fiel ihr ein, daß Baron Steinacher eben in den Saal getreten war, als Antonie niedersank. Sie erinnerte sich des ungleichen heftigen Benehmens Antoniens, das ihr so oft aufgefallen war, ihrer beim Erwachen aus der Ohnmacht gesprochenen Worte, und wie Güßows Erscheinung gleichsam ihren Abscheu erregt hatte. Es schien, als wollte sich ein Ganzes aus all' diesen abgerißnen Fäden bilden, das mit inniger Trauer ihren Blick auf das arme Mädchen wandte. — Antonie, sie scheu ansehend, schien des Blickes Deutung zu verstehen. Sie sprang auf, und heftig versichernd, ihr sei jetzt wieder ganz wohl,

eilte sie mit den andern jungen Mädchen nach dem Saal zurück. Gedankenvoll folgte ihnen Mathilde, welcher Frau von Löbau freudig ihren Bruder entgegenführte. Es entging Mathilden nicht, daß der Baron ernster als sonst, ja fast verlegen ihr gegenüber stand, und ihr Empfang war unwillkürlich durch die Befangenheit, welche ihre Bemerkungen ihr einflößten, so kalt und fremd geworden, daß Frau von Löbau, in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht, sehr verstimmt ward, und der Baron den bittersten Unmuth in sich erwachen fühlte. Herr von Süßow, glücklich, seine Braut gesund, ja lebendiger als vorher zu sehen, sprang eben zu dem Baron heran, und endete die kalte Unterhaltung, welche die sonst so befreundeten Menschen mit gleichem Unbehagen führten, indem er ihn bat, ihn zu begleiten, damit er ihn seiner Braut vorstellen könne. Mathildens Blicke folgten ihnen; Antoniens wechselnde Farbe, die Bewegung, welche ihr ganzes Wesen andeutete, besonders der Stolz, die scheinbare Nichtachtung, mit welcher sie den Baron empfing, während dieser, sichtbar erstaunt, sie beobachtete, entging Mathildens Blicken nicht, und bestätigte die Vermuthungen, welche den Baron nicht mit Unrecht trafen.

Dienstverhältnisse führten vor einigen Jahren den Baron von Steinacher in die entfernte Stadt, in welcher Antoniens Vater Gouverneur und die bedeutendste Person war. — Antonie, im siebzehnten Jahre, sehr einfach erzogen, und bis dahin eben durch die Verhältnisse ihres Vaters sehr einsam stehend, faßte nur zu bald eine lebhafte Neigung für den Baron, welche dieser auf alle Weise zu erringen und zu vermehren suchte. Das schöne Mädchen zog ihn an, die Langeweile spornte ihn, den leidenschaftlichen Liebhaber zu spielen. Eine eitle Mutter gab ihm alle Gelegenheit, Antonien täglich zu sehen, weil sie den reichen vornehmen Bewerber zu fesseln wünschte, und so verlor die arme Antonie auf immer ihr Herz an einen Leichtsinnigen, dem es nie in den Sinn kam, sich ernstlich um sie zu bewerben, und der in einer Spielerei, welche ja nur ihre Ruhe, aber nicht ihre Ehre gefährdete, keine Ursache fand, sich Vorwürfe zu machen. Als er, zurückgekehrt in die Residenz, bald aufhörte zu schreiben, und die mit tausend Eiden beschworne Treue in die Luft verwehte, faßte trostloser Gram Antoniens Herz, und warf sie auf das Krankenlager. Die Mutter schrieb dem Baron einen Brief bitterer Vorwürfe. Er traf ihn eben, da

er um Cäcilien sich bewarb. Obwohl vom Inhalte betroffen, legte er ihn doch bald bei Seite, indem er ausrief: „Was kann ich dafür, daß die Kleine meine Galanterien zu hoch aufnahm, und die Frau Mama mag nur gar schweigen. Sie hätte mich entfernen sollen, statt mir das Mädchen gleichsam entgegenzubringen; wahrhaftig, wenn ich kein Mann von Ehre war, sie hätte mehr zu bereuen haben können." Durch diese letzte Bemerkung ganz mit sich ausgesöhnt, vergaß er leicht die ganze Begebenheit, und beruhigte sich um so eher über Antoniens Schicksal, als er bald darauf hörte, daß sie genesen sei.

Antonie hatte die Krankheit überstanden, aber ihr tiefer Gram, die Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen hatte ihre Gesundheit im Innersten erschüttert. Jetzt starb ihr Vater, und hinterließ sie nebst ihrer Mutter in sehr beschränkter Lage. Die Mutter ging mit Antonien nach einem kleinen Orte, der im Winter einen wohlfeilen Aufenthalt bot, und durch seine warmen Bäder der immer noch kränkelnden Antonie wohlthuend war. Hier sah sie Herr von Gützow. Angezogen durch ihre Schönheit, gefesselt durch ihre nähere Bekanntschaft, bot er ihr seine Hand, und

Antonie, zufrieden, der Mutter Schicksal zu erleichtern, still hoffend, selbst nicht lange zu leben, willigte ein, die Seinige zu werden.

Seit sie in der Residenz war, hatte jede Erwähnung des Barons, besonders in Beziehung auf Mathilden, welche das Fräulein von Klinger, die von jenem früheren Verhältnisse genug wußte, um ihren Widerwillen gegen den Baron zu rechtfertigen, ihr wohl mit weiser Vorsicht mittheilte, das arme Herz Antoniens oft krampfhaft zusammengezogen. Sie hatte sich mit allem Muthe gerüstet, ihn wieder zu sehen, allen Stolz beleidigter Liebe und Würde aufgeboten; aber als er ihr so unerwartet gegenüberstand, da brach der künstliche Bau zusammen, und jede Kraft entfloh der Armen. Auch der Baron hatte die zur vollendeten Schönheit erblühte Antonie beim ersten Blick erkannt. Ergriffen von der Wirkung, welche sein Anblick bei ihr hervorbrachte, machte ihr späteres, stolzes, kaltes Betragen, nur seine Vermuthung, ihr noch theuer zu sein, reger. Beleidigt durch Mathildens kalten Empfang, angezogen durch die Eitelkeit, welche ihm zuflisterte, ihr zu zeigen, wie wenig es ihm kosten würde, Antonien ihren Gelübden untreu zu machen, schien er sich dieser zu

nähern, die nur zu bald den schwachen Schirm scheinbaren Stolzes aufgab, um sich ganz ihrer Neigung wieder zu überlassen. —

So vergingen einige Wochen in allgemeiner Spannung; aber Mathilde, mehr und mehr sich zurückziehend, zeigte dem Baron, wie falsch er sie beurtheilt habe, wenn er wähnte, sie durch Eifersucht zu gewinnen. Frau von Löbau, welche alle ihre Hoffnungen im Begriff zu scheitern sah, sprach so ernstlich zu ihrem Bruder, daß er ihr versprach, jenes so zwecklose, so unwürdige Spiel mit Antonien aufzugeben. Die arme Antonie, zu schwach, gegen ihr Herz, gegen die einzige glühende Liebe, welche es je erfüllt hatte, zu kämpfen, ward von innern Vorwürfen und schmeichelnden Hoffnungen umhergeworfen, und wie ein wehrloses Opfer ihrer Leidenschaft erliegend, hielt sie sich kaum noch aufrecht. Da plötzlich, an einem glänzenden Assembleeabend, wo sie den Baron treffen, und wie sie sich zitternd schmeichelte, der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sein würde, hatte er keinen Blick für sie, und wich nicht von Mathildens Stuhl. Umsonst trat die Unglückliche in seine Nähe, er redete sie nicht an, und da sie endlich, alle Rücksichten vergessend, ihn gezwun=

gen scherzend erinnerte, daß er mit ihr zum Tanz versprochen sei, und er kalt erwiederte, daß ein vertretner Fuß ihn daran verhindere, da ergriff der Verzweiflung Schmerz die Arme. Laut lachend flog sie in den Tanzsaal. Dort, mit wilder Hast Gützows Arm ergreifend, mischte sie sich in die Reihen der Tanzenden, und walzte, so lange ihre Kräfte es nur gestatteten. Als sie endlich seinen Bitten nachgab, und sich in einen Sessel warf, entfernte sie ihn, ihren Shawl zu holen. Jetzt verlangte sie von einem Bedienten ein Glas frisches Wasser, und ehe noch Herr von Gützow zurückkehrt, hat sie es getrunken, und fühlt mit stiller Freude, wie die Eiseskälte in ihr Inneres dringt. Zurückgekehrt in ihr Gemach, entfernt sie bald ihr Mädchen, legt sich dann leicht ausgezogen in's Fenster, und der starren Winterkälte sich preis gebend, ruft sie den Tod herbei, indeß glühende Thränen die kalte, leblose Wange herabströmen. — Diese so gewaltige Anstrengung, vielleicht schon Wirkung des zehrenden Fiebers, welches, gleich einem unsichtbaren Wurm, schon lange die schöne Rose von innen tödtlich verwundete, wich gegen Morgen den Ausbrüchen einer hitzigen Krankheit, welche nach wenigen Wochen Antoniens Leiden endete,

ihres zerstörten Gemüths innigen Wunsch erfüllte, und auf ewig ihre Augen schloß. —

Mathilde war wenig von ihrem Lager gekommen, und die Phantasien der Kranken sowohl, als der trostlosen Mutter Schmerz, welche eben angekommen war, der Tochter Hochzeit zu feiern, und sie sterbend fand, enthüllten der Gräfin Alles. Um indeß alle traurige Folgen zu vermeiden, gaben die Damen sich alle Mühe, die Kenntniß dieser Dinge dem Herrn von Gützow zu entziehen. Ihr Bestreben war aber leider umsonst. Die Hofmarschallin hatte nicht vergebens dem Baron Rache geschworen. Die Aufmerksamkeit, welche er so ausgezeichnet für Antonien gehabt hatte, unmittelbar nach jenem Ball, wo ihr plötzliches Uebelbefinden so allgemein aufgefallen war, veranlaßte bei Cäcilien Schlüsse, Nachforschungen, und am Ende so ziemlich die Ergründung der Wahrheit. — Sie schwieg, so lange sie glaubte, es werde diese neue Schönheit den Baron fest halten und Mathilden kränken; als sie aber selbst Zeuge war, wie auf jener Assemblee der Baron Antonien mied, und ergebener als je Mathilden folgte, da schien es ihr hohe Zeit zu sein, einen andern Weg einzuschlagen. Einige spöttische Worte,

dem nichts ahnenden Güßow wie ein freundlicher Rath zugeflistert, sollten seine Eifersucht wecken. — Sie erreichte ihren Zweck. Antoniens Phantasien, welche man ihm nicht immer verbergen konnte, ihre Gleichgültigkeit gegen ihn, die sie, überzeugt, jetzt zu sterben, nicht länger verhehlte, Alles trug dazu bei, seinen Argwohn zu nähren. Er erinnerte sich, daß die Hofmarschallin ihn zuerst auf das Benehmen des Barons gegen seine Braut aufmerksam gemacht hatte. Zu ihr eilte er, und das Gift, welches sie ihm listig tropfenweise zutheilte, floß siedend in seine Adern. Sie zeigte ihm Antonien als ein frühes Opfer des Leichtsinns des Barons, mit ihrer großen Jugend ihre ehemalige Leichtgläubigkeit entschuldigend, so wie sie auch allen Tadel des jetzt nach ihrer Schilderung sehr eng wieder angeknüpften Verhältnisses allein auf den Baron warf, und indem sie Antonien, dem Kampf für ihre Pflicht unterliegend, darstellte, Güßows Theilnahme für sie, und seine Wuth gegen den Baron mehrte. So lange Antonie noch lebte, hielt Sorge für ihren Ruf und Rücksicht für ihren Zustand Güßow von jedem Gewaltschritte zurück. Als sie aber kurz vor ihrem Ende innig Güßows Verzeihung forderte, daß eine frühere unglückliche

Neigung ihr Herz erfüllt, und für seinen Werth verschlossen hätte, als er bald darauf die geliebten Augen für immer geschlossen, die zarte Blume vom Sturme gebrochen und der Mutter namenlosen Jammer sah, auch hier Worte hörte, welche ihm nur zu deutlich den Baron anklagten; da schien er sich berufen, Antoniens Schatten ein Opfer zu bringen, und der Rächer seiner eignen Ehre zu sein. Die Hofmarschallin säumte nicht, fürchtend, in Güßows Schmerz möchte seine Rache untergehen, diese durch einen anonymen Brief, welcher den Baron beschuldigte, in einer Gesellschaft junger Leute spöttisch Antoniens Tod beklagt zu haben, da er eben so viel als Güßow selbst verliere, zu befeuern.

Knirrschend vor Wuth, steckte Güßow das unglückliche Blatt ein; dann schrieb er eine Herausforderung an den Baron Steinacher, welche blos die Worte enthielt:

„wenn der Mann, welcher schlecht genug gewesen sei, der Ehre der Braut seines Freundes nachzustellen, nicht zugleich ein feiger Elender wäre, so solle er mit einem paar Pistolen am dritten Morgen früh um acht Uhr in dem

Gehölz zunächst dem Gottesacker, wo die Geopferte ruhe, den Rächer ihres gebrochenen Herzens erwarten" —

Der Baron Steinacher, der seit Antoniens Krankheit Mathilden nicht wieder gesehen und durch seine Schwester nur zu gewiß erfahren hatte, wie unwiederbringlich jede Hoffnung auf ihre Gunst verloren sei, war in der finstersten Stimmung. Innere Selbstvorwürfe, geschärft durch die stumme Mißbilligung seiner Schwester, welche jeder ihrer Blicke aussprach, bannten den sonst so lebensfrohen Mann in die Einsamkeit seines Zimmers. Unwillkürlich kehrten seine Gedanken nur zu oft zu der armen Leidenden zurück, welche wenige Schritte von ihm dem Grabe zueilte, welches, er konnte es sich nicht läugnen, sein Leichtsinn ihr geöffnet hatte. Jetzt, durch Mathildens Kälte selbst empfindend, was unerwiederte Liebe sei, fluchte er seiner Eitelkeit, welche ihn verleitet hatte, bei Antonien Empfindungen wieder hervorzurufen, welche in seinem Herzen längst für sie erstorben waren. Endlich litt es ihn nicht mehr in der

Stadt; er eilte auf ein nah gelegenes Gut, welches er besaß, und doch nur als Kind bewohnt hatte, weil die späterhin erfolgte Gemüthskrankheit seines Vaters ihn von demselben getrennt, und ihm den Aufenthalt daselbst zuwider machte. Seit sein Vater todt war, welcher starb, als er auf Reisen war, hatte er nur zuweilen stundenlang hier verweilt. Jetzt, zerfallen mit sich selbst, eilte er nach dem Aufenthalte, welcher seiner Gemüthsstimmung am meisten zusagte. Sein Haushofmeister hatte Befehl, ihm täglich Nachricht von Antonien zu senden, und den Bitten seiner Schwester widerstehend, hatte er schon acht Tage hier in der finstersten Einsamkeit zugebracht, als ein Bote ihm die Nachricht von Antoniens Tode und die Herausforderung Güßows überbrachte.

„So mußte es kommen,“ sagte der Baron zu sich selbst; „was ich verschuldet, muß ich büßen. Gut, ich bin, wenn es dem Schicksal gefällt, mein Leben dem gebrochnen Herzen Antoniens schuldig, obwohl Güßow nichts von meiner Kugel zu fürchten hat!“ —

Jetzt, zufriedner und beruhigt, wollte der Baron seine Geschäfte in Ordnung bringen. Er sandte

einen Boten nach der Stadt, seinen Justitiarius und mehrere Papiere hinauszuholen. Sein Schwager Löbau erschien ebenfalls, um den, wie seine Gattin fürchtete, höchst Leidenden aufzurichten. Er traf am Abend ein, und fand den Baron beschäftigt, alte Briefschaften zu ordnen, welche er in einem Schreibtische seines Vaters vorgefunden. Erfreut, den Baron so viel ruhiger zu sehen, als er vermuthete, gab er leicht dessen Bitten nach, bis zum nächsten Abend bei ihm zu bleiben, und dann zusammen mit ihm zur Stadt zu reiten. Er verließ ihn bald, um ihn nicht in seinen Geschäften zu stören, während Steinacher noch bei den Papieren, die vor ihm ausgebreitet lagen, verweilte. Am nächsten Morgen arbeitete der Baron mehrere Stunden mit seinem Gerichtshalter, dann, seinem Schwager vertrauend, daß er im Begriff stehe, eine weite Reise zu unternehmen, gab er ihm ein großes versiegeltes Packet mit seiner Adresse, in dem Fall, daß ihn in der Ferne der Tod übereilte. Löbau stutzte; aber des Barons Ruhe, seine Unbefangenheit, Heiterkeit sogar, beruhigten ihn wieder, und zufrieden, daß eine, wenn auch lang dauernde Abwesenheit, die einzige Folge so trüber Begebenheiten sein sollte, begleitete er den Baron zur Stadt.

Es war dunkel, als sie anlangten. Heller Kerzenschimmer flimmerte aus den Fenstern des hohen Saales in der Marschallin Hause, obwohl die überall herrschende Stille jeden Gedanken eines Festes bannen mußte. Steinacher wickelte sich schaudernd in seinen Mantel, und sprengte die Rampe vor seinem Hause hinan. Löbau folgte ihm, und bat ihn, seiner Schwester, die sich so sehr nach ihm sehne, den Abend zu schenken. Der Baron versprach zu folgen, suchte aber zuvor einen seiner Freunde auf, der ihm zusagte, am nächsten Morgen sein Secundant zu sein. Dann begab er sich zur Frau von Löbau. Auch sie täuschte seine ernste Ruhe. Sie ging in die Idee einer Reise mit Beifall ein, und suchte durch die ferne Hoffnung, Mathilden dann günstiger gestimmt zu finden, dem Scheidenden die Abreise zu erleichtern. Der Baron schüttelte trüb lächelnd den Kopf, und sprach: „Sage der Gräfin, meine gute Adelaide, ich hoffe sie noch einst zu überzeugen, daß Dein leichtsinniger Bruder der Achtung der Bessern nicht unwerth sei!" —

Der Baron blieb spät bei seiner Schwester, er schien sich ungern loszureißen, hatte noch Manches zu fragen, und schien es mit Freude zu hören, daß ihn

Mathilde mehr beklage, als tadle. Endlich stand er auf, ergriff Löbau's Hand, und mit dem andern Arm seine Schwester zärtlich an's Herz drückend, sagte er ihnen Lebewohl. — „Gehst Du so bald?" fragte Frau von Löbau erschrocken. „Noch in dieser Nacht," entgegnete der Baron fest, „und ich bitte Dich, zeig mir Deine Liebe durch Muth in dieser Abschiedsstunde." Still weinend lehnte die Schwester an seiner Brust, während er, männlich Löbau die Hand schüttelnd, ihn bat, seiner mit Liebe zu gedenken; dann, die Gattin in ihres Mannes Arme führend, umarmte er Beide noch einmal, und eilte aus dem Zimmer.

Kaum graute der trübe Wintermorgen, da weckte den Baron aus unruhigem Schlummer ein dumpfes Wagengerassel. Er fuhr auf, eine dunkle Ahnung sagte ihm, was es bedeute. Er trat an's Fenster, da hielt eben, während die andern Wagen sich ordneten, der Leichenzug unmittelbar vor seinem Hause, und die arme Antonie schien nicht ihrer stillen Gruft zueilen zu können, ohne noch einen Scheidegruß dem Manne gesendet zu haben, der seit dem Erwachen ihres Herzens es allein erfüllte. — „Ich komme, Antonie," sprach düster der Baron, „ich

verstehe die Mahnung, und will, wenn nicht in das Leben, wie Du einst süß träumtest, doch in den Tod Dich begleiten.“ Er rief seinen Diener, kleidete sich rasch an, hieß ihn mit den Pistolen und den Pferden seinen Secundanten abholen, und ihn am Eingang des Gehölzes erwarten. Nun warf er einen Mantel über, und eilte dem Leichenzuge nach, den er erreichte, als eben der Wagen vor dem Gottesacker still hielt. Er drängte sich durch die müßige Zahl der Gaffer hindurch, und stand an der Gruft, als man den Sarg herbeitrug. Güßow folgte, und deutlich sah man auf seinem Gesichte Erbitterung mit der mächtigen Rührung des Augenblicks kämpfen. Erbleichend erkannte er jetzt den Baron, und war im Begriff, ungestüm auf ihn einzudringen, als einer seiner Freunde, der um das Duell wußte, und sein Secundant sein sollte, dazwischen trat, und Güßow erinnerte, den Ort und die Ruhestätte seiner Braut zu schonen. Dies wirkte, und während der Baron mit stolzem Blick dem herausfordernden Güßows begegnete, senkte man den Sarg in die Gruft. Jetzt traten Mathilde und einige junge Freundinnen Antoniens herbei, und streuten der zu früh Verblühten Blumen auf den Sarg, die ihre Thränen befeuchtet

hatten. — Mächtig ergriffen, sah der Baron die geliebten Züge Mathildens so unerwartet noch einmal wieder, und wie damals, als er sie zuerst erblickte, wandelten sich alle seine gespannten Empfindungen in mildere Gefühle. Jetzt traf auch ihn Mathildens Auge. Von den Thränen, welche es verdunkelten, mächtiger getroffen, als von Gützows Zorn, wich er still zurück, und als die erste Schaufel Erde dumpf tönend auf den Sarg fiel, eilte er, das Thor des Kirchhofs zu erreichen. Bald sah er Mathilden nahen. Rasch trat sie auf ihn zu. „Ich bitte Sie," sagte sie tief bewegt, „entfernen Sie sich, ehe Herr von Gützow Sie bemerkt; Antonie hat Ihnen vergeben, ich erhielt diesen letzten Gruß für Sie. Ihr Hiersein beweist, daß Sie ihn verdienen, aber jetzt, um ihres Andenkens willen, entfernen Sie sich." — „Und Sie, theure Gräfin," fragte der Baron dringend, „nehme ich auch Ihre Verzeihung mit in die weite, öde Ferne, welcher ich entgegeneile?" — „Verzeihung und herzliche Theilnahme," flisterte Mathilde, und sich gütig gegen ihn neigend, eilte sie ihrem Wagen zu. Jetzt entfernte sich der Baron mit schnellem Schritt, dem Gehölz entgegeneilend, welches seine Pferde barg. Er fand den Secundan=

ten seiner harrend. Bald darauf erschien Güßow. Noch mehr gereizt durch des Barons Erscheinen bei der Gruft, wies er den Vorschlag einer gegenseitigen Erklärung, den die Secundanten machten, ungestüm zurück, und da der Baron, ernst schweigend, keine Einwendung machte, so wurden die Barrieren gezogen, die Pistolen geladen, und das Zeichen gegeben. Die beiden ehemaligen Freunde gingen mit dem gespannten Mordgewehr auf einander los. — Der Baron schien zu zielen, da drückte Güßow plötzlich los, und sein Gegner sank zu Boden. Die Secundanten sprangen hinzu, der Baron verlangte, man solle ihn aufrichten; Güßow, erwartend, der Baron werde das noch nicht gelösete Pistol jetzt auf ihn abdrücken, stand starr wie Eisen an der Barriere. Der Baron sah ihn einen Augenblick schweigend an, dann sagte er: „Obwohl mein Arm noch Kraft hat, mein Leben an dem Mann zu rächen, der es mir raubt, so erkenne ich in der Richtung, welche Ihre Kugel nahm, zu sehr die ewige Vergeltung, als daß ich nach Rache dürsten sollte. Mein Leichtsinn war die Schuld des frühen Todes Ihrer Braut, obwohl ich bei meinem stets unbefleckten Ehrenwort versichern kann, daß nichts Unwürdiges je zwischen uns war.

und daß, seit ich sie als Ihre Braut wiedersah, nur gereizte Eitelkeit mich veranlaßte, zu versuchen, ob ich noch nicht ganz vergessen wäre. — So wenig mein Betragen deßhalb auch zu rechtfertigen ist, so hoffe ich, wird mein Tod Antoniens Schatten und Ihre beleidigte Freundschaft sühnen. Daß ich hier erschien, um mich Ihrer Kugel zu stellen, aber nie Antoniens Rächer zu treffen, beweise Ihnen dieser Schuß;" und damit brannte er das Pistol auf einen mehrere Schritte hinter Güßow befindlichen Baum ab, den er genau, wie er gezielt hatte, traf. Im Innersten erschüttert von des Barons edlem Benehmen, eilte Güßow auf den jetzt matt Zusammengesunknen hin. „Wie?" rief er, seine Hand ergreifend, „Sie haben seit Ihrer Rückkehr hier Antonien nie heimlich gesprochen, sich nicht gerühmt, von ihr vorgezogen zu werden, mich nicht verspottet, daß ich sie Ihnen zuführte, endlich vergangenen Dienstag nicht der Todten Ruf im Kaffeehause dem allgemeinen Tadel preis gegeben?" — „Auf Ehre nicht," entgegnete der Baron, „wer konnte Ihnen so gräßliche Lügen sagen?" — „Hier, dieser Brief," rief Güßow, ihn dem Baron reichend. Kaum hatte ihn dieser erblickt, so kehrte Leben in seine erstarrten Züge.

„Ha!“ rief er, „das war also die Schlange, die Dein Ohr verlockte? — Den Brief schrieb die Hofmarschallin. — Ich war seit acht Tagen gar nicht in der Stadt.“ — „Ha!“ rief Güßow außer sich, „dann ist alles Lüge, denn von ihr kam mir der erste Wink, von ihr alle übrigen Nachrichten!“ — „Sie hat sich rächen wollen,“ sagte, schwächer werdend, der Baron. „Du siehst, es ist ihr geglückt, verzeihe, mein Bruder, der Unglücklichen, wie ich es thue, mir ward ja auch Verzeihung gekündet durch einen Engel — Verzeihung und Theilnahme! — Lebt wohl, grüßt meine Schwester, und sagt der Gräfin Hohenstein, ihr Trost habe meinen letzten Augenblick verschönert.“ — Er schwieg, und trotz aller Sorgfalt, welche man gleich anwandte, war er in wenigen Minuten nicht mehr.

Als Herr von Löbau, durch des Barons Diener eiligst herbeigerufen, den Leichnam seines Schwagers sah, und durch dessen Secundanten den Verlauf des Duells und die Aufklärungen, die Hofmarschallin betreffend, erfuhr, beschloß er, seinen tiefen Schmerz durch ihre Demüthigung zu versüßen, und einem Jeden das verächtliche Weib kennen zu lehren. Auch Güßow hatte zugleich die umständlichste

Nachricht von dem Lügengewebe, in welches sie ihn verstrickte, schriftlich einem seiner Cameraden mitgetheilt, mit der Bitte, es überall bekannt zu machen, und die tiefe Reue, welche er fühlte, das Werkzeug einer solchen Hyäne gewesen zu sein, zu schildern.

So traf das Ohr der Hofmarschallin freilich die gewünschte Kunde von dem Tode des Verhaßten, aber zugleich strömte von allen Seiten ihr die Nachricht zu, wie ihr Antheil an dem Duell bekannt und allgemein getadelt würde. Ja, als nach zwei Morgen die militärische Beisetzung des Barons Statt fand, und sie, obwohl innerlich erbebend, an das Fenster trat, sah sie alle versammelten Officiere, die, als ob man sie erwartete, nach ihrem Fenster starrten, plötzlich, ohne sie zu grüßen, sich umwenden, und ihr Gewissen sagte ihr, daß Verachtung alle Blicke von ihr wandte. Doch hatte sie die Stirn, am Abend bei einem Hofball glänzender geschmückt als je zu erscheinen. Alle Damen zogen sich scheu zurück, beantworteten nur einsylbig ihre Fragen. Die Prinzessinnen hatten kein Auge für sie, und der sonst so gefeierten Tänzerin nahte kein Mann, sie um ihre Hand zu bitten. Als sie nun einsam, sichtlich geflohen, aber doch ihre Fassung noch nicht

verlierend, dasaß, traten die Officiere des Regiments, wobei der Baron gestanden hatte, in den Saal, und Einer nach dem Andern, der Hofmarschallin sich nahend, sagte laut: „Heute früh, Ew. Excellenz, ward das Opfer Ihrer Rache, der Baron Steinacher, begraben!“ Mit stolzem Hohne schien sie die fürchterlichen Worte überhören zu wollen, sie wechselte den Platz, aber überall traten ihr die ernsten Mahner in den Weg, und die Hofmarschallin sah sich gezwungen, den Ball zu verlassen. Am andern Morgen ward ihr der Hof verboten. Ihr Gemahl, von der öffentlichen Meinung geleitet, trennte sich von ihr, und die so bewunderte Cäcilie sah sich gezwungen, von allen Furien des Gewissens verfolgt, weit hinweg zu fliehen, um überall vergebens die ewig verscherzte Ruhe zu suchen.

Mathilde alle Kräfte aufbietend, Frau von Löbau zu trösten, war früh mit ihr auf das Land gezogen und die Marschallin, seit Antoniens Tode sich unheimlich in ihrem Hause fühlend, hatte sich ebenfalls entschlossen, ihre Nichte zu begleiten. Der

Fürstbischof, wie Herr von Löbau, von Geschäften zurückgehalten, versprachen den Damen bald zu folgen. Auch bedurften die Frauen wohl einer aufheiternden Gesellschaft, denn zu werth war der Hingeschwundene Allen gewesen, und wenn auch Mathilde immer nur zu lebhaft fühlte, daß sie kein Herz ihm zu geben hatte, so war er doch nächst Steinach der bedeutendste Mann in jeder Art, den sie je kennen lernte, und wie ihre Namen so nah verwandt waren, so schien ihr oft auch in Benehmen und Ansichten auffallende Uebereinstimmung Statt zu finden, nur daß ihre verschiedenen Lagen und Erziehung diese Charaktere anders entwickelt hatten.

Steinach hatte lange nicht geschrieben, sein letzter in jenen Tagen des Grams empfangener Brief kündete eine Reise nach Wien an, über welche er in räthselhaften Ausdrücken, als könne sie ihn vielleicht zu einem unverhofften Glücke führen, sprach. Einige flüchtige Worte deuteten am Schlusse an, daß er dort Cornelia zu finden gedenke. Ueberhaupt war der Brief so wenig klar, und dem sonst so festen Charakter Steinachs widersprechend, daß ihn Mathilde unbefriedigter als sonst bei Seite legte. —

Jetzt, in der stillen Einsamkeit des Landes, wo Frau von Löbau und Mathilde, durch gemeinsamen Schmerz inniger verbunden, keine geheimen Gedanken für einander hatten, jetzt ward auch Steinachs Name zuweilen genannt. Offen gestand Mathilde ihrer Freundin, wie sie ihn vor Allen gewählt haben würde, wenn sie die Rücksicht für ihre würdigen, gleich Eltern geliebten Verwandten nicht in dem schweren Kampfe zwischen ihrem Herzen und ihren Verhältnissen aufrecht gehalten hätte. Frau von Löbau, nun da sie nichts mehr für den geliebten Bruder davon zu fürchten hatte, stimmte in Steinachs Lob ein, und der Freundin Muth den gerechten Beifall nicht versagend, fand auch sie nur in der Entfernung von dem so würdigen Gegenstand ihrer Neigung hinreichenden Schutz wider die still wirkende Macht geheimer Uebereinstimmung der Seelen.

Da erwähnte Mathilde mit innerer Bewegung, daß es ihr schiene, als ob Steinachs Schicksal an einem Wendepunkte stände, der sie wohl auf immer aus so naher Beziehung setzen könnte, wie es denn auch wohl ihrer eignen Ruhe am zuträglichsten sein möge. Steinachs letzter Brief hatte nämlich der

Grüblerin, nach mancher vergebens gesuchten Deutung, plötzlich klar werden lassen, daß das in Wien gesuchte Glück nichts Anderes sei, als Cornelia selbst.

Frau von Löbau, überzeugt, daß eine Leidenschaft, wie Steinach Mathilden weihte, nicht einer Verbindung weichen würde, welche, trotz ihrem Glanze, früher, als sein Herz noch frei war, ihn nicht reizen konnte, stritt noch mit der Befangenen, als ein Bedienter die Damen ersuchte, zur Marschallin zu kommen, weil so eben der Fürstbischof und Herr von Löbau eingetroffen wären. Viel hatten sich alle seit Monden getrennte Freunde zu sagen, und spät war es, ehe man sich zur Nachtruhe begab.

Am andern Morgen bat Frau von Löbau, welche mit ihrem Gemahl allein zu frühstücken wünschte, und viel geweint zu haben schien, Mathilden, sie bei der Marschallin deßhalb zu entschuldigen.

Die Gräfin, durch der Freundin aufgeregten Schmerz sehr weich gestimmt, ging zu ihrer Großtante, wo sie den Fürstbischof schon traf; auch hier schien man seltsam bewegt, und Mathilde fing an zu ahnen, daß ihr irgend ein bedeutendes Ereigniß nahe. Der Fürst, ihre Spannung bemerkend, und

selbst getrieben von einer geheimen Unruhe, wandte sich, als das Frühstück beendet war, zu Mathilden, und ohne weitern Eingang sagte er: „Du fragtest mich einmal, Mathilde, nach dem, was ich in Beziehung auf jene Geistersage, welche Dir selbst in Hoheneiche so nah trat, wüßte; ich antwortete Dir damals nur ausweichend. Bist du jetzt bereit, die mir bekannten Umstände jener dort begangenen Frevelthat zu hören?“ Mathilde antwortete nur durch ein bejahendes Zeichen. Der Fürst fuhr fort:

„Als ich in meiner frühen Jugend, zum geistlichen Stande bestimmt, mich dem Studiren im hiesigen Jesuitercollegium widmete, war mein Freund und treuer Jugendgefährte, ein Baron Steinacher, wie ich, als jüngster Sohn, ohne Vermögen, dem geistlichen Stande geweiht. Aber sein lebhafterer Geist litt ihn nicht viel in unsern dumpfen Mauern, bei den Büchern, und er dachte nur daran, da er einmal Geistlicher sein sollte, mindestens vorher noch die Welt kennen zu lernen. Mit Mühe erhielt er die Erlaubniß seiner Mutter (den Vater hatte er leider zu früh verloren), noch drei Jahre frei und ungebunden umher zu reisen, ehe er die auf immer bindenden Gelübde ausspräche. Mit welchem Enthu-

siasmus umarmte er mich, als die glückliche Stunde des Abschieds kam, und eilte froh in die ihm so reizend erscheinende Welt. Während der drei Jahre unterhielten wir einen recht erfreulichen Briefwechsel, und ich hatte eine eigne Freude daran, zu sehen, wie allmählig die Jugendlust gebändigt war, und das Streben nach dem Höheren in meines Freundes Brust erwachte. Bald sollte ich ihn wiedersehen, schon konnte ich fast den Tag berechnen, da entfernte mich eine Sendung meiner Obern nach Rom. Mit geheimem Widerwillen unterzog ich mich der sonst so erwünschten Reise, und ein zurückgelaßner Brief beschwor meinen Freund, mir treu wie bisher Nachricht mitzutheilen. Sie erfolgte auch im Anfang; aber gleich seine ersten Briefe waren verdüstert, und sprachen wieder, wie früherhin, seinen Widerwillen gegen den geistlichen Stand, seine Bitterkeit gegen die Beschränkung seiner eignen Freiheit aus. Allmählig wurden sie kürzer, und enthielten meist immer spöttische Ausfälle gegen das Recht der älteren Brüder, denen Alles gestattet sei, während die jüngeren in ihren heiligsten, menschlichsten Empfindungen gekränkt würden. Ich konnte meinen Freund nicht rechtfertigen, doch mußte ich ihn entschuldigen.

Sein Bruder, von der Mutter entsetzlich verzogen, Tyrann seiner Leute, und voll unbegrenzten Hochmuthes gegen ihn, hatte ihn nie brüderlich behandelt, und die Mutter stets vermocht, meinem Freunde ihre Zärtlichkeit zu entziehen, ja sein kleines väterliches Erbtheil ihm vorzuenthalten, unter dem Vorwande, bis zu seiner Mündigkeit für ihn zu sammeln. So waren die Herzen der Brüder nie freundlich gegen einander gestimmt gewesen. Allgemein ward der ältere Baron Steinacher gehaßt, und die Schwester Deiner Mutter, Mathilde, schön und gut wie Du, schon als Kind ihm verlobt, ward von Jedermann im Voraus bedauert. Auch dies Bündniß sollte bald vollzogen werden, als ich abreisete, und ich wunderte mich, in meines Freundes Briefen immer noch keine Erwähnung dieser Heirath zu finden, obwohl die ersten, nach seiner Ankunft, ganz voll von dem Lobe seiner künftigen Schwägerin waren. Plötzlich schwieg er ganz. Mich hatte die ungesunde Luft in Rom auf ein langes Krankenlager geworfen, das ich nur verließ, um nach Spanien gesandt zu werden, von wo ich erst nach drei Jahren zurückkehrte. Da ward mir denn die böse Nachricht, daß mein Freund, eben da Alles zu seinem Eintritt in

den heiligen Orden vorbereitet war, der wenig Tage nach der Vermählung seines Bruders erfolgen sollte, in der Nacht vor diesem Feste mit der Braut seines Bruders entflohen sei. — Die schwer beleidigten Familien ließen zwar nichts unversucht, aber sie entkamen glücklich, und tiefes Dunkel ruhte über dem Ort ihres Aufenthaltes. Den ältesten Baron Steinacher fand ich schon anderweitig vermählt, man erwähnte seinen Bruder nicht; ja, als nach einigen Jahren die alte Baronin starb, und in ihrem gerichtlich niedergelegten Testamente ihrem jüngeren Sohn oder dessen Erben ein bedeutendes Legat zusicherte, mit der Bedingung, daß die Zinsen aufgehäuft würden, und erst nach zehn Jahren, wenn indeß sich Niemand meldete, ihrem älteren Sohn, oder dessen Erben ausgezahlt werden sollten; da forderte der Baron seinen Bruder in allen Zeitungen auf, Nachricht von sich zu geben. — Einige Monate darauf erhielt ich einen Brief, ohne Bezeichnung des Ortes, worin mich der jüngere Steinacher befragte, ob wirklich der Mutter Testament ihm so günstig gewesen sei, oder ob er jene Aufforderung nicht vielmehr als eine List ansehen sollte, ihn aus seiner Verborgenheit zu locken, und vielleicht dem geistlichen Gericht zu

überliefern. Ich erwiederte ihm unter der Adresse, welche er mir gab, wie ich selbst jenes Testament gelesen habe, und rieth ihm, diesmal sein Mißtrauen gegen seinen Bruder fahren zu lassen, der sich so offen als möglich in der ganzen Sache benommen habe. — Täglich erwartete ich nun meinen Freund; vergebens, er erschien nicht, und nach drei Monaten rief mich wieder eine entfernte, Jahre lange Reise von meiner Heimath ab. Zurückgekehrt, fand ich unter meinen mir nicht nachgesandten Briefen einen ohne Namensunterschrift, der mich beschwor, wenn ich etwas von dem Ergehen des jüngern Barons Steinacher wisse, es unter der beigefügten Adresse nach Schafhausen zu berichten. Vergebens bemühte ich mich, etwas zu erkunden; aber der ältere Baron war seit länger als einem Jahre mit der Familie außer Landes, und Niemand hatte etwas von dem jüngeren gehört. Ich schrieb nach Schafhausen, erhielt aber den Brief unerbrochen zurück, weil die Person, deren Adresse ich hatte, nicht mehr zu erfragen sei. Nach sechs Jahren endlich kehrte der älteste Baron Steinacher zurück; ich besuchte ihn, sobald der Anstand es erlaubte, und erschrak über die Veränderung des ehemals so blühenden Mannes.

Als ich von seinem Bruder an zu reden fing, erbleichte er augenscheinlich; doch bald sich wieder fassend, sagte er, all' seine Nachforschungen wären bis vor kurzer Zeit vergebens gewesen, doch jetzt glaube er, daß er sich nach Neu=York gewendet habe, und vielleicht von dorther Nachricht zu erwarten sei, weßhalb er auch die nöthigen Schritte gethan habe. — Nicht lange nachher legte er dem Gericht einen umständlichen Bericht der Regierung aus Neu=York vor, wonach der jüngere Baron Steinacher dort gestorben sei, nachdem er seine Gattin kurz zuvor verloren hatte. Der Siegelring, die Uhr des Verstorbenen, kenntlich durch das Bild seines Vaters, waren dem Zeugniß beigefügt, und die Gerichte trugen kein Bedenken, jenes Vermächtniß dem älteren Baron zu übergeben, da die festgesetzten zehn Jahre verflossen waren. — Glänzender als je schien jetzt das Steinachersche Haus zu werden. Fest reihte sich an Fest, und ein ewiger Taumel umgab den Baron, ohne darum seine Züge aufzuklären. Plötzlich aber, nach einer Jagd, wo die Gesellschaft in jenem jetzt an Güßow verkauften Schlosse übernachtete, erkrankte der Baron, und ward bald von so periodischem Wahnsinn überfallen, daß er bewacht werden mußte, und

endlich elend als Selbstmörder starb. — Zugleich verbreitete sich ein unerklärliches Gerücht von der Ermordung des jüngeren Steinachers in jenem Schlosse, das aber so seltsam mit Geistererscheinungen verwebt war, daß es bei Wenigen Glauben fand. Sobald der Baron todt war, verkaufte die Witwe jenes Schloß, verließ auch das, wo ihr Mann gestorben, und blieb mit ihren Kindern in der Residenz. Die alte Sage erstarb, und Deinem Traum, oder vielleicht der Einwirkung eines geläuterten Geistes, war es vorbehalten, sie mir zurückzurufen." —

„Mit einem Zauberschlage trat, wie Du der Aehnlichkeit jenes Schattens mit unserm Steinach erwähntest, das jugendliche Bild meines Freundes vor meine Phantasie. Jetzt wußte ich, was mich mit solcher Allgewalt zu dem jungen Manne gezogen hatte; ich begriff nicht, wie mir nicht schon der Name, dem nur die letzte Sylbe fehlte, die Augen geöffnet hatte. — Ich schrieb sogleich dem Fürsten Sobietsky und bat ihn, Steinach auszuforschen, ob nichts meine Vermuthungen bestätigen sollte." —

„Auch dort hatte indeß die Vorsehung gewirkt. Jener Priester, dem Steinachs Mutter ihre Papiere einhändigte, hatte das Vermächtniß sorgfältig be-

wahrt. Als Hauslehrer in einem bedeutenden Hause in Rußland findet ihn Steinach wieder, und seine Hand hält unerwartet das Zeugniß seiner Geburt, wie der Vermählung seiner Eltern, und endlich jenes Zeitungsblatt, welches den Vater aus seiner Freistatt in der Schweiz in's Verderben riß. Der Fürst bietet dem Ueberraschten seinen Beistand am Wiener Hofe an, wieder in den Rang und in die Ansprüche seiner Eltern zu treten. Am Abend vor ihrer Abreise trifft mein Schreiben ein. — Entschlossen, Alles, was Geldangelegenheiten betrifft, persönlich mit dem Baron Steinacher abzumachen, den er achtet, verlangt Steinach nichts, als Anerkennung seines Standes. Er fliegt nach Wien. Ohne Bedenken wird sein Ansuchen ihm gewährt. Kaum hat er die Förmlichkeiten beendet, welche ihn ewig lange Wochen festhalten, als er zu uns eilt. Dich nicht findend, kein Wort von seines Vetters Tode ahnend, tritt er verdüstert zu mir. Matt, ohne Freude, theilt er mir Alles mit, was ihn betroffen hat, und da erst kommt Leben in die todte Bildsäule, als er erfährt, daß Du frei und seinen stillen Hoffnungen noch nicht verloren bist; aber mit männlicher Rührung erfüllte ihn seines edlen Vetters Tod, dessen Charak=

ter sich auch gegen Steinach so männlich und groß bewährte. Im Begriff nämlich, seine Papiere zu ordnen, hatte der Baron einige Tage vor seinem Tode in einem geheimen Fache von seines Vaters Büreau ein Packet gefunden, welches, während seiner Krankheit in lichten Zwischenräumen geschrieben, die furchtbare Erzählung seines grenzenlosen Hasses gegen seinen Bruder enthielt."

„Er gestand, daß er den Plan gehabt habe, ihn zur Abtretung jenes Vermächtnisses zu zwingen, und deßhalb, unter dem Vorwand, schneller und heimlicher Alles abzumachen, ihn auf ihr Stammschloß beschieden habe. Hier, allein mit ihm in jenem Gemache, sei ihr Streit so heftig geworden, der lang genährte Haß habe so alle Schranken überstiegen, daß er endlich die Pistole, welche er bei sich gehabt, hervorgezogen, und seinen Bruder, da dieser die Thür sprengen wollte, niedergeschossen habe. Gleich nach der That lähmte der Schrecken all' seine Seelenkräfte; doch bald rief die Angst sie wieder hervor. Schnell entschlossen, warf er bei dem Ermordeten, dem der Schuß den Kopf zersprengte, die Pistole nieder, und einen alten Bedienten, der ihm treu ergeben war, herbeirufend, trug er ihm auf, den Frem-

den, welcher sich eben selbst erschossen habe, still beerdigen zu lassen, und Niemand von seiner Anwesenheit zu sagen. Schaudernd, aber dem Willen seines Herrn ergeben, folgte der Diener seinen Befehlen. Beide trugen den Körper an eine einsame Stelle des nahliegenden Waldes. Am nächsten Morgen fand ihn ein Bauer, und Niemand zweifelte, da er unberaubt war, daß er selbst sein Leben geendet hatte. Uhr, Siegelring und Brieftasche hatte der Baron schon, ehe er seinen Diener rief, zu sich genommen. Es litt den Baron nicht in seinem Vaterlande. Er suchte den verlornen Frieden in fernen Reichen. Endlich trieb ihn die innere Unruhe zurück. Er wollte nun die Früchte jenes Mordes, der ihn um seine Selenruhe brachte, mindestens äußerlich genießen; daher jenes Spiel mit den falschen Zeugnissen, welches ihm nur zu gut gelang. So hoffte er auch meinen Nachforschungen am leichtesten ein Ziel zu setzen. Eben, als er im Genusse aller Freuden, welche der Reichthum gewährt, schwelgte und die Stimme des wunden Gewissens etwas unterdrückt hatte, zerrüttete die erwachende Rache der Vorsehung diesen Plan auf ewig. — In wilder Jagd hatte der Baron mit seinen Gefähr-

ten den Forst durchtobt, nachher kreiste der Becher beim schwelgerischen Male tief in die Nacht hinein, dann taumelten die müden Gäste zur Ruhe."

„Den Baron, dem die Haushälterin in jenem Zimmer, wo vor zwölf Jahren er den Kains-Mord ausübte, gebettet hatte, trug man halb berauscht auf sein Lager. Doch kaum fesselte der Schlaf die übrigen Bewohner des Schlosses, so jagte ihn ein panischer Schrecken empor. Entsetzt erblickt er, in zweifelhaftem Licht, den Schatten seines Bruders. Er erkennt das Zimmer. Wahnsinn packt ihn, treibt ihn halb sinnlos vom Lager, wie es ihm scheint, von dem Schatten verfolgt, stürzt er aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, wie in jener gräßlichen Nacht, nach der Kammer des alten Dieners. Ein Lichtschein dringt ihm entgegen, er hört ein Geräusch, er stutzt. Der Gedanke, er verräth mich, überfällt ihn, er reißt die Thüre auf, sieht seinen Diener auf dem Lager liegend, den Priester ihm zur Seite, zwei seiner andern Diener sind gegenwärtig, Alles deutet, daß der Sterbende beichten will. „Halt!" ruft, von allen Furien der Hölle erfaßt, der Baron. — „Er lügt, was er auch sagt, mein Bruder hat sich selbst ermordet, nicht ich ihn getöd-

tet; fahr zur Hölle, elender Lügner!" und damit stürzt er auf den Sterbenden zu, der, vom plötzlichen Schreck ergriffen, zusammenfährt und stirbt; aber auch der Baron liegt besinnungslos am Boden. Schaudernd heben ihn die Diener auf, und bringen den Ohnmächtigen zurück auf sein Lager. Doch kaum öffnete er die Augen, als er, sich wieder in jenem Zimmer erblickend, in die heftigsten Ausbrüche der Wuth geräth. Endlich ist er fähig, sich verständlich zu machen, und fordert vor allen Dingen, aus dem Gemache weggebracht zu werden. — Aber die Lage seiner Seele war zu Vielen klar geworden, als daß er sich hätte schmeicheln sollen, daß sein Verbrechen unentdeckt bleiben würde. Die Angst davor, wie die Furcht, jenes blutende Gespenst wieder an sein Lager treten zu sehen, verzehrte sein Gehirn und brach in periodischen Wahnsinn nur zu oft aus. So übte die strafende Nachgöttin fürchterlich ihr geheimes Amt, da kein Kläger das Schwert der weltlichen Gerechtigkeit auf des Schuldbewußten Haupt herabrief. Die Brieftasche des Ermordeten, welche den Papieren beigefügt war, enthielt Briefe seiner Gattin, die ihres Sohnes gedachte. Der darin auch erwähnte Name Steinach war dem jungen Baron aufgefallen, und machte ihm,

sobald er Alles gelesen, den Zusammenhang klar. Er schrieb deßhalb sogleich an Steinach, bat ihn, selbst den Ersatz zu bestimmen, den er ihm schuldig sei, bot ihm an, jeden Beweis, den er zur Wiedererlangung seines Standes nöthig finden würde, aus den Papieren zu nehmen, und empfahl ihm nur, im festen Vertrauen auf seine Ehre, die Schonung des Gedächtnisses seines Vaters. „Ich öffne Ihnen," schloß er, „ich fühle und weiß es, einen so reichen Himmel von Glück, daß Sie dem Verarmten an jeder Hoffnung, der nicht mehr ruhig den Blick auf das makellose Andenken des Urhebers seines Daseins wenden kann, die Bitte nicht versagen werden; auch wenn Sie weniger edel wären, als der Mann sein muß, den Mathilde von Hohenstein ihrer höchsten Achtung, ja, überseliger Mensch, ihrer zartesten Liebe werth hält. An dem Rande des Grabes, welches ich offen vor mir sehe, segne ich den Bund Ihrer Liebe, und bin stolz darauf, Ihnen den Weg zu öffen, der in diesen Himmel führt. Lassen Sie mein Andenken, meine Liebe für Sie Beide, meine freudige Entsagung jeder Hoffnung, ein Sühnopfer für den Wahnsinn sein, der meines Vaters Arm allein bewaffnen konnte." Der Fürst legte den Brief zusammen, aus welchem er diese

Worte gelesen hatte. Mathilde weinte still, das Gesicht in ihr Tuch gehüllt, da öffnete sich leise die angelehnte Thür eines Cabinets! Steinach lag zu Mathildens Füßen, und ihre Hände sanft ergreifend, sagte er: „Wollen Sie des theuren Entschafnen Wunsch erfüllen, wollen Sie, geliebte, verehrte Frau, allen Segen eines besseren Geschicks auf Ihres Freundes Haupt herabrufen, und den letzten Sprößling eines schwer verfolgten Geschlechts plötzlich auf die höchste Staffel des Glücks führen, so lassen Sie die Hoffnung, welche die Güte Ihrer Angehörigen mir erlaubt, zur Gewißheit werden." — „Steinach," sagte Mathilde sanft, „die Hand kann nur dem Herzen folgen, und Sie wissen es, dies war längst nicht mehr mein."

Da schloß der Ueberselige die geliebte Frau an seine Brust, und als sie wieder auffsah, war sie nicht nur von der tiefbewegten Marschallin und dem Fürsten umgeben, auch Löbau's umringten sie glückwünschend, und Cornelia, mit heiterem Blick ihr entgegentretend, sagte innig: „Du siehst, ich fand die Ruhe, Du das Glück, laß uns vereint der Gottheit danken!" —

Maria von Cleves,

Marquisin von Isles, Prinzessin von Condé.

Wirbelnd ertönten die rauschenden Fanfaren. Die Tafel war beendet. Stolz auf das vollendete Werk ihrer Politik blickend, ging Katharina von Medicis, mit huldvoller Anmuth in den geistvollen Zügen die zahllos versammelten Zuschauer grüßend, durch die drängend angefüllten Gallerien der Tuilerien, in der Mitte ihrer beiden königlichen Söhne, des Herrschers Frankreichs, und des eben heut' neu erwählten Königs von Polen. Selbst der finstre unstäte Blick des neunten Carls, der seit den furchtbaren Ereignissen der Bartholomäusnacht scheu und verworren die Erde suchte, oder nur in wilder Gluth aufloderte, streifte freier als gewöhnlich über die Menge hin, und von Zeit zu Zeit schien ein Strahl entwöhnter Freude die bleichen, einst so schönen Züge des könig-

lichen Jünglings zu durchzucken. Aber in vollem frischen Glanze der Jugend, den männlichen Reiz der schönen Gestalt durch die vortheilhafte Nationaltracht seines neuen Volks gehoben, und eben deßhalb mehr als je die ausgezeichnete Grazie und zierliche Gewandtheit seines Anstandes den Zuschauern zeigend, schritt triumphirend Heinrich von Anjou an der andern Seite seiner Mutter, und vernahm mit Entzücken den lauten Ruf des Beifalls, den die geschmeidigen Höflinge ihm willig spendeten, zufrieden, daß es ihrer zweizüngigen Gewandtheit vergönnt ward, ohne des bleichen verlöschenden Gestirns vernichtende Zornesflammen auf sich niederzuziehen, so der aufgehenden Sonne zu schmeicheln, welche vielleicht nur zu bald auch an Frankreichs Horizont allein strahlen konnte.

Hier in den Ringmauern der Tuilerien, an dem Hofe, den die Intriguen Katharinens leiteten, wo Verrath und Mord die Losung war, und es kaum des Fanatismus noch bedurfte die Gräuelthaten der letzten Zeit zu entschuldigen, da fand der fürstliche Jüngling, der sich nicht gescheut hatte, seine Hände mit in das verworfene blutige Thun zu mischen, wenig Ankläger. Ja selbst die menschlicher

gesinnten Katholiken, die in der Tiefe ihrer Brust sich schaudernd abwandten von den Henkern der St. Barthelemy, bewahrten noch immer dem Sieger von Jarnac und Moncontour den Antheil, welchem dem ritterlich sich bewährenden Fürstenjüngling so gern das hoffende Volk weiht. Jetzt nun, da eben der Glanz jener Siege eine kräftige freie Nation vermocht hatte, mit ihrem Diadem des fremdgebornen Fürsten Stirn zu zieren, jetzt erwachte die alte Liebe für den Sohn seines Herrscherhauses in der Brust des leicht begeisterten Franzosen, und erfüllte mit lautem Jubelruf alle Räume des königlichen Pallastes.

Katharinen und ihren königlichen Söhnen folgten die beiden Königinnen, Elisabeth von Oestreich und Margaretha von Navarra, umgeben von den Prinzessinnen und den Fürsten des glanzvollen Hofes, welchen Katharina mitten in dem zerstörenden Wirbel des bürgerlichen Krieges stets um sich zu versammeln wußte. Und so heitre strahlende Pracht war hier verbreitet, daß es fast scheinen konnte, als trage man absichtlich den mannigfachen buntfarbigen Glanz zur Schau, das Auge abzuziehen von dem verheerten, öden, von nur zu theurem Blute gedüngten Boden, auf welchem man wandelte.

Jetzt rauschen die hohen Pforten des Saales auf, welchen die Tochter der Mediceer mit dem ihrer Väter würdigen Geschmack zu diesem Feste bereiten ließ. Ein glänzendes, doch mildes Licht, das aus unsichtbaren Quellen strömt, und mit den süßesten Wohlgerüchen vereint, fast betäubend auf die Eintretenden wirkt, empfängt sie. Glänzende Tribünen, fantastisch mit den französischen und polnischen Insignien geschmückt, nehmen den Hof und die Damen auf, und die von Gold- und Silber-Draperien zierlich umgebenen Schranken öffnen sich der fluthenden Menge der Zuschauer. Drängend strömt Alles hinein, und mit den Höflingen gemischt, suchen die leicht gewonnenen Pariser durch das Anschauen solcher Herrlichkeit ihrer drückenden Noth zu vergessen.

In der Mitte des Saals, fast als ob von dorther eben besonders Licht und Wohlgeruch ausströme, ruhte eine glänzende Masse, die nach außen in klare silberne Wolken zu verschwimmen schien. Dorthin wendet sich jedes Auge, und schnell hat die Erwartung die rauschende Menge zur unbeweglich schauenden umgewandelt. Die sanfte Musik, welche vom hohen Altan herab die Eintretenden süß herbeizulocken schien, will allmählig sich zu ernstern, ja fast

kriegerischen Klängen erheben. Da sie endlich in die vollen rauschenden Siegsaccorde schmetternd übergeht, da beginnt jene strahlende duftige Masse sich zu bewegen, und von Genien scheinbar geleitet, die plötzlich die leichten Wolkenschleier zurückwerfen, welche die sechzehn Nischen des silbernen Felsens umgaben' wird er von unsichtbarer Kraft in langsamen Kreisen rings im weiten Saale umhergeführt. Und ungewiß, ob es Gebilde der Phantasie, oder wirklich lebende Gestalten sind, staunt das forschende Auge in jeder der Nischen ein weibliches Wesen an, das, von dem Wunderglanz umflossen, eine Bewohnerin zauberischer Welten zu sein scheint, bis daß die Attribute, welche sie umgeben, sie als Repräsentantinnen der sechzehn Provinzen Frankreichs errathen lassen.

Noch ist die Neugier der Zuschauer, die holden Feen zu erkennen, mehr gereizt als gesättigt, da, als der Zauberfelsen seinen ersten Standpunkt wieder einnimmt, beleben sich die lieblichen Statuen, verlassen ihre Ruhesitze, und leicht dem Felsen entschwebend, vereinigen sie sich zu einem eben so kunstvollen als anmuthigen Tanz. Bald in mannigfachen Schlingungen die schwierigsten Wendungen gelingend ausführend, bald wieder in einfachern zierlichern Stel-

lungen die ganze Grazie und Lieblichkeit ihres Wesens entfaltend, zog das holde Gemisch so vielfachen Reizes höchst anmuthig, auch das verwöhnteste Auge erfreuend, fast ungetheilt die Aufmerksamkeit und den Beifall aller Anwesenden auf sich.

Nur in einer entfernten Ecke der Schranken, der Tribüne des Hofs fast gegenüber, lehnte eine Gruppe, welche, nachdem der erste Augenblick der Ueberraschung vorüber war, dem lockenden Anblick der anmuthigen Tänzerinnen weniger das Auge zuwandte, als es antheilsvoll auf dem Hof selbst haftete. Der Marquis von Guast, der Liebling des Königs von Polen, war es, der hier mit dem Grafen von Lasqui, einem der polnischen Gesandten, sich befand. Beide junge Männer hatten, die Verwirrung des Festes benutzend, sich von den Plätzen, welche ihr Rang ihnen in der Nähe der königlichen Herrschaften anwies, entfernt, um hier unbemerkter und desto ungezwungener Zuschauer sein zu können. Zu ihnen hatte sich Desportes, dessen Witz und poetisches Talent ihn ebenfalls zu einem Günstling des neu erwählten Königs machten, gesellt, und im emsigen Gespräch ward der Graf Lasqui von seinen beiden kundigen, in allen Intriguen des Hofs bewanderten Ge-

fährten bereitwillig zum Vertrauten derselben eingeweiht.

Aber so mannigfache Gestalten und Ereignisse der bewegliche Geist der beiden Franzosen auch dem Grafen darstellte, immer kehrte sein Blick wieder auf den glänzendsten Stern des französischen Hofes, auf die strahlende Schönheit der Königin von Navarra, zurück.

In einem incarnat-sammtnen Kleide reich mit Juwelen und Gold gestickt, auf dem reizenden Kopfe einen Bund von gleicher Farbe, mit zierlich wogenden Federn, den ein strahlendes Diadem mit der schönen Stirn verband, während die herabwallenden dunkeln Locken den blendenden Hals küßten, und die reizende Anmuth der lebhaften Bewegungen, die feurige Gluth des Auges noch unwiderstehlicher machten, prangte die schönste der Frauen, vor Allen hervorstrahlend, in dem glänzenden Kreise, der sie umgab.

Vergebens strebte der Marquis von Guast, durch manche bittre schonungslose Bemerkung, den Enthusiasmus des Grafen zu hemmen. Der feurige Pole rief glühend: „Nein! Wie die Türken, wenn sie das Grabmal des Propheten zu Mekka erblickten, bereitwillig sich blenden lassen, weil sie die höchste Herr-

lichkeit anschauten, so möchte ich nach dieser Schönheit nichts mehr hienieden sehen!“

„Ei nun,“ lachte spöttisch Guast, „ich rathe Euch, Graf, Eure Augen zu schonen. Sie sind feurig genug, Euch schönern Lohn zu erwerben, wenn Ihr sie zu Eurer Göttin sprechen laßt. Man hat die Fürstin heut zur Aurora ernannt. Aus dem ehrwürdigen Munde Eures Erzbischofs ist die feine Schmeichelei erklungen; was gilt's, wenn sie die Gluth entdeckt, die in Euch lodert, sie verschmäht es nicht, Eure Sonne zu werden; denn die Königin ist gar geeignet, allen Metamorphosen sich zu unterwerfen, nur müßt Ihr sie nicht zur Diana machen wollen, dem Charakter steht sie zu fern.“

„Fürwahr, Marquis, Ihr rechtet scharf mit der Schönsten der Schönen!“ rief Desportes, „aber ohne untersuchen zu wollen, welches Anrecht Margarethe von Valois auf die Rolle der keuschen Luna haben könnte, so wißt Ihr ja, daß auch diese Göttin eine so holde Repräsentantin in unserm Olymp hat, daß sie fast siegreich mit der schönen Königin von Navarra um den goldnen Apfel streiten kann, ja ihn unbedingt erhält, wenn, wie es sich ziemt, der Held des Festes, unser königlicher Herr, ihn austheilt,

besonders wenn die scheue Cynthia dem Glühenden ein milderes Licht strahlen ließe."

„Sorgt nicht," spöttelte Guast, „auch Diana hatte ihren Endymion! Hat auch bis jetzt ihr ernster Widerstand allen lockenden Versuchungen getrotzt, aller schlauen List, womit man sie zu umgarnen strebte, gespottet, so daß es fast Ernst mit ihrer Tugend scheint, und Heinrich von Anjou den Sieg noch nicht errungen hat, er wird dem gekrönten Helden nicht entgehen. Schaut nur, wie Eure scheue Cynthia dort, halb verborgen von der reizenden Navarra, das schmachtende Auge nicht auf den lieblichen Tanz jener schwebenden Grazien, nein auf ihn, den gefeierten Helden des Tages, heftet, und es nur dann senkt, sich schüchterner verbergend, wenn sein Feuerblick, von allem Andern sich losreißend, den ihrigen sucht. — Seht, sie wagt es nicht, seinem Strahle zu begegnen, zagend senken sich die langen Wimpern über das milde Licht ihrer Himmelsaugen, wie eine leise Wolke uns den silbernen Mond zu verbergen strebt."

„O neues Wunder meiner holden Göttin," frohlockte Desportes, „sie macht den ärgsten Cyniker

unsers Hofs zum elegischen Dichter! Aber singt man nicht auch von ihr:

Aurorens Rosen sind ihr eigen,
Die Haltung will uns Juno zeigen;
Der Musen Klang, Minervens Geist
Vollendet uns die Grazie weis't.

„Ja, ich läugne es nicht,“ fuhr Guast, fast sinnig sein Auge auf dem eben erwähnten Gegenstand festhaltend, fort, „fast könnte ich wünschen, nicht dieses holde Bild sei verderblich von der Gluth der Leidenschaft bedroht! So viel Lieblichkeit, so holde Anmuth, Güte, ja Tugend, wenn es überall deren gibt — und das Alles nichts als ein Spielwerk für wenige Stunden, so schnell vergessen als erworben!“ —

„Ihr frevelt, Marquis,“ rief Desportes. „Wer wie Ihr und ich die Leidenschaft kennt, die so ganz die Brust unsers königlichen Herrn erfüllt, zum ersten Mal das heilige Feuer himmlischer Liebe darin entzündete, sie reinigt von allen Schlacken, wie kann er der holden Marie von Cleves nicht das höchste Glück prophezeien?“

„Ist denn die Prinzessin Marie von Cleves nicht die Gemahlin des Prinzen von Condé?“ fragte hier Graf Lasqui.

„Ganz recht, Graf Lasqui,“ erwiederte der redselige Desportes. „Seht dort die Dame in dem Silber-Glacé-Gewand, das goldne Haar mit dem blauen Flor und dem Sternendiadem geschmückt; die schöne Brust so unruhig unter dem reichen Schmucke wogend, die so bescheiden sich hinter der glänzenden Navarra verbergen möchte, welche jetzt eben der Holdseligen süß lächelnd etwas zuflistert; seht, wie sie erröthet, wie bedeutend Margaretha unsern Herrn anblickt, wie er, sehnend den Blick nach ihrer holden Gefährtin gewandt, sich kaum zu halten vermag, nicht hier vor aller Welt Augen, alle Huldigung, die ihm gezollt wird, zu den Füßen seiner Gebieterin, als ihr erster Sklave, niederzulegen.“

„Ja seht, Graf,“ fiel jetzt der Marquis ein, „o seht den Cardinal von Lothringen mit heiliger Freude den Erfolg seiner Pläne belauschen. Er sieht es wie ich, im Erröthen, im Beben des armen Opfers, nicht lange mehr wird sie den Einflisterungen der schönen Schlange, die sie da so zärtlich an sich zieht, der trügerischen Margarethe widerstehen. Unheilbar macht die erwachte Leidenschaft in dem Herzen der Fürstin ihren Bruch mit ihrem Gemahle, und der Dolch, der des gehaßten Condé Brust durch-

boren soll, ist jetzt hinlänglich geschärft. Schaut dort den Herzog von Guise, auch sein Auge erspäht jeden Blick Mariens, und ein triumphirendes Lächeln spielt um seine Lippen, wenn er des Einflusses gedenkt, welchen ihm die Verbindung seiner Schwägerin mit dem Herzoge sichern soll. Und habt Ihr nun alle die bösartigen Spinnen betrachtet, welche das Gewebe über die ängstlich flatternde Libelle so hämisch zuziehen, so wendet Euer Auge auf den empörten Gatten, der in ohnmächtigem Zorn die ihn hemmenden Fesseln nicht zu zerreißen vermag, und wie ein bäumendes, edles Roß, knirrschend in die Kette beißt."

„Ja ja, Graf, seht auf den Prinzen von Condé," unterbrach Desportes den Marquis, „seht, wie von der giftigsten Eifersucht getrieben, sein Auge Flammen auf die Holdselige sprüht, die er seine Gemahlin nennt. Ist es ein Wunder, wenn die Fürstin, verfolgt von grundlosen Vorwürfen, die ihre so treu bewährte, bis jetzt so makellose Tugend beleidigen, endlich ihr Ohr der ehrfurchtsvollen Liebe unsers Gebieters öffnet? Der heilige Vater wird Ihres neuen Königs Wünsche willfähriger erfüllen, als des Herzogs von Anjou. Getrennt wird das Band der un-

passenden Ehe; den anders denkenden Gatten, den schlecht bekehrten Hugenotten verläßt die christlich denkende Fürstin, und gleiche Zärtlichkeit, durch gleichen Glauben geheiligt, schließt und beglückt den neuen Bund."

„So denkt der König an diese Verbindung?" fragte der Graf den Marquis.

„Ihr vergeßt, Graf Lasqui," entgegnete der Befragte, „daß Desportes ein Dichter ist. Und doch, um wahr zu sein, jetzt freilich ist es der Wille, der ernste Vorsatz des Fürsten; aber wollt Ihr verbürgen, was der nächste Augenblick, ein neuer Gegenstand vermag? Freilich, so lange dies liebliche Weib im reinen Glanze ihrer Reize unerreichbar für seine Wünsche bleibt, glaube ich selbst an die Dauer seiner Leidenschaft; aber ist es denn nicht eben das Opfer ihrer Ruhe, welche jene verderbende Zauberin zum Mittel gebraucht, sich die verwirkte Liebe ihres Bruders wieder zu gewinnen? Wird die schlaue Katharine nicht alle Macht anwenden, diejenige zu verderben, welche durch ihren Einfluß auf den Gatten ihrer eigenen Gewalt über ihn Schranken setzen könnte, und endlich, können diese Weiber einen unbefleckten Engel neben sich dulden? Schwindet aber der Nim-

bus, der die Fürstin eben hier so glänzend umstrahlt, so sinkt die Gefeierte zum Spielwerk herab, und schnell erbleichend, wie die trügerischen Hoffnungen, die sie verlockten, ist Vergessenheit ihr Loos, und das ist es ja, was die heimtückische Schmeichelei ihrer Verderber beabsichtigt. Fallen muß sie, um ihnen gleich zu stehen!"

„Ihr sprecht sehr kühn, Marquis," sagte Desportes unruhig umherblickend, „zwar sehe ich hier nicht eben ein bekanntes Gesicht, aber Lamotte und Coconas, jene Günstlinge Margarethens, waren vorher in unserer Nähe, und flisterten mit jener tief verschleierten Frau, die sich eben dort an Eurer Seite erhob, und jetzt entfernte. Seht Euch vor, es ist hier nicht der Ort, so bittern Tadel zu wagen, wo Alles zur Bewunderung ruft. Seht vielmehr, wie jetzt, nachdem der kunstreiche Tanz beendet ist, die reizenden Tänzerinnen sich den königlichen Herrschaften nahen. Aus den Körben, welche die Genien ihnen darbieten, reichen sie ihnen die prachtvollen goldnen Medaillen, deren zierliches Gepräge, das ich schon durch die Gnade der hohen Erfinderin, der geistvollen Katharina schaute, den Weinstock Burgundiens, die Citronen- und Orangenwälder der Provence, ja

die kriegerischen Scharen, die Guienne so oft für das Vaterland aufbrachte, die Korngarben der Champagne, kurz, jede Eigenthümlichkeit unsers reichen Landes zeigen. Kommt, laßt uns eilig aufbrechen, daß auch wir unsre Spende erhalten; Graf Lasqui thut besser, er sieht mit eignen Augen, welch mächtig kühnes Spiel der kleine Gott an unserem Hofe treibt, als daß er durch Eure trübe Brille schaut."

Damit verließ der fröhliche geistvolle Dichter, in heiterer Geschwätzigkeit den Grafen und den Marquis mit sich fortziehend, die Schranken, und alle Drei eilten, die eigene Rolle in dem eben so bitter beurtheilten Kreise mit höfischer Gewandtheit wieder aufzunehmen.

Noch ruhete die reizende Margarethe von Valois auf ihrem Lager, schöner fast in dem ungekünstelten Nachtgewande, als in dem glänzenden Schmucke, der am gestrigen Abende den Ruf ihrer unübertreffbaren Reize wo möglich noch vermehrte, und durch den Zauber des Pinsels festgehalten, auf die Nachwelt übertrug. Aber nicht der Ausdruck des Entzü-

ckens, des süßen Bewußtseins, der Gegenstand aller Huldigungen zu sein, schwamm, den berauschenden Reiz vermehrend, auf den schönen Zügen, und strahlte aus den Wunderaugen. Nein, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschend, den immer stechender werdenden Blick durchdringend auf die Erzählerin geheftet, lehnte Margarethe, auf den weißen Arm gestützt, auf ihrem Lager, den genauen Bericht eben jener Unterredung zu vernehmen, welche die vorhergehenden Blätter enthielten.

Eben jene tief Verschleierte, deren Nähe Desportes so unheimlich dünkte, war es, die von der vertrauten Kammerfrau Margarethens, der Torrigny, eingeführt, jetzt der schönen Gebieterin den unwillkommnen Morgengruß brachte. Die feine Schlauheit Katharinens von Medicis verschmähte es nicht, überall Späher anzustellen, und selbst da, wo die Freude anscheinend allein herrschte, öffnete ihr Gebot planvoll den Dienern ihrer Politik den Eingang, um so, desto sicherer, die unbewachten Aeußerungen der Höflinge zu erspähen, und zu ihren Zwecken benutzen zu können. Auch dies Weib, eine Italienerin von Geburt und tief in die Höllenpläne Ruggieri's und Gondi's verwebt, die mit Geist und Schlauheit bald

als begeisterte Prophetin, bald als Gehülfin mannigfacher Verbrechen sich zeigte, trieb ihr unheimlich Wesen bis in die innersten Gemächer des Louvre, und fand nur zu oft ein willig Ohr für die verderblichen Rathschläge, die sie ersann.

Geendet war jetzt ihr Bericht, den sie mit all den kleinen Stacheln verbunden hatte, welche das heftige Gemüth Margarethens noch mehr aufreizen mußten. Sie sah mit einer verborgenen hämischen Freude die stolze Schöne, die oft im Augenblick der Laune ihre ausschweifendsten Lobeserhebungen mit Nichtachtung anhörte, erbeben bei dem Laute des Tadels, und frohlockte innerlich, als sie in ihren funkelnden Augen den Plan der Rache sich bilden sah. Es schien ihr Zeit, den werdenden Entschluß durch einen neuen Sporn an's Tageslicht zu fördern, und schmeichelnd fügte sie scheinbar tröstend hinzu, wie, trotz der so hoch gerühmten Tugend der Prinzessin von Condé, den schwindelnden Lobpreisungen derselben durch Desportes, und der schmähenden Beleidigungen des Marquis, ihre königliche Frau der Huldigung aller andern Personen versichert sein könne, und so ärmliches Gefolge wäre doch für schwere Tugend kärglicher Lohn.

„Tugend?“ rief Margarethe aufflammend, „was soll die hier, und was wißt Ihr, Benigna, überhaupt davon? Ist es so weit mit ihr gekommen, daß der Marquis von Guast, daß Ihr ihre Schutzredner werdet, wahrhaftig, da muß sie gebrechlicher Art sein. Wir wollen sehen, wie schwer die der gepriesenen Marie von Cleves wiegt. Torrigny, mein Schreibzeug. Ihr, Benigna, tretet zurück und harret meines Auftrags.“

Wenig Minuten reichten hin, die flüchtigen Zeilen zu entwerfen, welche die Fürstin niederschrieb, und in drei zierlich gebrochenen Brieflein dann der Donna Benigna zur sichern Beförderung einhändigte. Jetzt das Lager verlassend, gebot sie der Torrigny, ihr eiligst das einfachste Morgengewand überzuwerfen, und eilte sodann, in der Kammerfrau Begleitung, in dichte Schleier gehüllt, zu einem geheimen Ausgange ihrer Gemächer, als sie, plötzlich sich umwendend und fast wieder mit der gewohnten Anmuth lächelnd, sich zur staunenden Benigna wandte, und ausrief: „Fragt morgen wieder vor, Benigna, ich denke, Ihr sollt ein neues Capitel über die Tugend zu hören bekommen!“ Fort war sie. Mit hämischer Freude diese Verheißung deutend, was sie in Margarethens

Munde verkünden konnte, folgte Donna Benigna, schon im Geiste sich des reichen Botenlohns erfreuend, welches die drei ihr übergebenen Briefe eintragen sollten, deren Chiffreaufschrift der Kundigen die Herzoge von Anjou, Guise und den Cardinal von Lothringen als Empfänger derselben nannten.

Marie von Cleves, Prinzessin von Condé, sechzehn Jahre alt, als der Befehl der Königin Katharina die Hand der jungen Fürstin, als erstes schönes Unterpfand des heiligen Friedens, dem jungen Prinzen von Condé ertheilte, war nur erst wenige Wochen vor ihrer Vermählung aus den schützenden Mauern des Klosters in die ihr so fremde Welt getreten. Die hoch gepriesene Schönheit ihrer Schwestern, der Herzoginnen von Nevers und Guise, verschwand fast ganz vor dem neu aufgehenden Gestirn, als die zarte Blüthe der Reize der Marquise von Isles, so nannte man die Fürstin, sich an dem staunenden Hofe Katharinens von Medicis zeigte. Hier, wo man gewohnt war, den reichsten Kranz weiblicher Schönheit anzustaunen, wo Margarethe von Valois

die höchste Fülle derselben darbot, hier bemerkt, ausgezeichnet, ja fast vergöttert zu werden, konnte nur der höchsten Vollendung alles Reizes gelingen.

Welch ein Triumph daher für die junge Fürstin, als sie sich, zum ersten Mal öffentlich erscheinend, geschmeichelt, geliebkost von der Königin, die alle ihre gewinnende Liebenswürdigkeit anwandte, sich das rücksichtloseste Vertrauen des zarten Herzens zu sichern, mit allem Anschein des mütterlichsten Stolzes in den bewundernden Kreis der Höflinge geführt sieht. War es ein Wunder, wenn die Gewalt, welche dieser Augenblick der feinen Mediceerin über ihr weiches, unbefangenes Gemüth gab, nie ihre Kraft verlor, wenn das sonst so zarte Herz, gewohnt mit jenen Augen zu sehen, selbst die Gräuel der St. Barthelemy als nothwendiges, ja heiliges Opfer betrachtete, und nur zu leicht den Einflisterungen fanatischer Priester trauend, ihr Herz abwandte von dem Gemahl, den man ihr gehässig zu machen suchte, da der Zweck scheiterte, zu welchem man sie ihm verbunden hatte, ihn seinem Glauben abwendig zu machen.

Die Scheu vor dem Gatten, den die Kirche verwarf, hatte das Aufkeimen der Neigung in dem

Busen der Fürstin gehemmt, als sie, fast einem Opfer gleich, die widerstrebende Hand in die des jungen Helden legte. Aber seine heiße Leidenschaft, seine ritterliche Anmuth würden vielleicht das Herz seiner Gemahlin gewonnen haben, wenn nicht jene heimlichen Einwirkungen den Funken des Unfriedens zur wuchernden Flamme angeblasen hätten. Nicht milderte der erzwungene Uebertritt des Fürsten zur katholischen Religion die Spannung der Ehegatten.

Innig ergriffen von Angst und Mitleiden hatte bei dem gräßlichen Morde der Hugenotten Marie zu den Füßen des Königs um das Leben ihres Gatten gefleht. Sie nannten die Höflinge preisend seine Retterin; nur er, der sich gezwungen sah, das Heiligste, seinen Glauben, aufzuopfern, wußte ihr nur geringen Dank für ein so theuer erkauftes Gut zu zollen. Auch hatte jener Augenblick, wo die holde Fürstin in Thränen aufgelöst zu den Füßen des Monarchen lag, eine Flamme in des Herzogs von Anjou Brust erzeugt, die immer mehr hervorbrechend und endlich alles Zwanges spottend, die Gluth der Eifersucht in des unglücklichen Condé Brust erweckend, ihn zu den verkehrtesten Maßregeln hinriß. Während Alles sich vereinte, schmeichelnd und lockend die

Fürstin auf den berauschenden Pfad der Leidenschaft zu ziehen, und nur die eigene angeborne Würde das heiß bestürmte Herz Mariens der Pflicht getreu erhielt, verfolgte ihr Gemahl sie mit grundlosen Vorwürfen, und gewaltthätig die Freiheit ihrer Handlungen beschränkend, hatte er bald das letzte Band der Eintracht zwischen ihnen gelöset. Seit Wochen schon in die Einsamkeit ihrer Zimmer zurückgezogen, mied ihn seine Gemahlin gänzlich. Zufrieden aber, daß diese Entbehrung auch den gehaßten Nebenbuhler traf, freute sich der Fürst ihrer beinahe; um so mehr, da die nahe Abreise des Königs von Polen diesen Gegenstand seiner Sorge ihm bald entziehen sollte.

Als aber, da der Hof zur Feier jener Thronbesteigung sich versammelte, ihm ganz unerwartet, in den Gemächern der Königin an Katharinens Hand die holde Marie eintrat, schön wie sie einst ihm erschien, als er sie zuerst erblickte, noch schöner aber durch die tiefe Bewegung ihres Innern, die sich nur zu deutlich zeigte, sobald ihr Auge auf dem liebeglühenden Heinrich verweilte, da fühlte der erbebende Gatte tief in seinem Innern, jetzt erst beginne sein Unglück, jetzt der Sieg seines Nebenbuhlers. Umringt, umgarnt sah er das Weib seines Herzens, und

erbebend von namenlosen Qualen wich er scheu zurück, indessen die lockende Stimme der Schmeichelei die leise Erschütterung der Fürstin bei seinem Anblicke nur zu bald zu betäuben wußte.

Es war das Werk der reizenden Margarethe, welche, um ihres Bruders verscherzte Gunst wieder zu gewinnen, es unternommen hatte, die geliebte Maria aus der Einsamkeit ihrer Gemächer in die glänzenden Zirkel des Hofes zurückzuführen, und deren süßen, kosenden Vorstellungen es gelungen war, das junge, sehnende, unruhig schlagende Herz in den Wirbel zurückzuziehen, aus dem es sich ängstlich scheu geflüchtet hatte.

Vergebens war sie zu den Füßen der Heiligen geflohen; gewonnene Stimmen ließen auch dort verlockende Worte in ihr Ohr dringen. Leicht zu lösen sei das Band mit einem Ketzer, flistert Margarethe, bestätigte der Cardinal von Lothringen, deutete selbst die Königin mit schmeichelnden Worten an. Stolz weiset der Herzog von Guise auf den Thron, der ihrer wartet, jubelnd huldigen die Schwestern der königlichen Braut, ach, und wohin sie tritt, in ihre Gärten, Zimmer, überall findet sie zarte Lieder, Klagen, Bitten, Alles fleht und lockt sie aus den öden Ge-

mächern, wo nichts sie hält, nichts als die kalte, trockne Pflicht; und jetzt, da es gilt, ihn zu ehren, der sie so zart, so demüthig liebt, da er der gefeierte Held des Tages ist, da er tausend Mal schwört, nur wann ihre Gegenwart das Fest verschönt, will er es genießen, sonst will er, trüb und namenlos, stumm entfliehen aus dem Lande seiner Väter, da der nahe Abschied auch die strengste Tugend milder stimmen muß, kann sie zögern? dem, der nur ihrem Andenken lebt, die einzige kleine Gunst versagen? — Nein, wie die Sonne nach langem trüben Winter belebend in ihrer Schöne am Horizont erscheint, so sieht Heinrich von Anjou den Tag seines Triumphs durch die Gegenwart der Geliebten verherrlicht.

Noch ruhte die Fürstin auf den seidnen Polstern ihres Lagers. In den halb wachen Morgenträumen verwebte das unruhig pochende Herz die glanzvollen Bilder des Festes, und leise schmeichelnd drang durch die Stille, die sie umgab, das berauschende Flistern der Leidenschaft, das in jedem unbewachten Augenblick sich in der vergangenen Nacht zu ihrem Ohre

zu drängen verstand, und nur zu übereinstimmende Gefühle in ihrer Brust fand.

Alle Rücksichten vergessend, hatte der Herzog während des Balles, der nach jenem allegorischen Tanze das Fest tief in die Nacht verlängerte, die Fürstin keinen Augenblick verlassen. An seiner Hand durchflog sie die Reihen, der, trunken von dem Glück, sie nach so langer Entbehrung wiederzusehen, weicher, milder als sonst den Strahl des geliebten Auges zu erblicken, in dem leisen Zittern der kleinen Hand, in dem feuchten Blick, der bei dem Gedanken der nahen Trennung auf ihm haftete und die gewohnte Strenge in leise Wehmuth verwandelte, zum ersten Mal die entzückende Gewißheit der heiß ersehnten Gegenliebe zu hoffen wagte.

Halb fortgerissen von dem Taumel seiner Leidenschaft, halb dem wogenden Gefühl der eigenen Brust nachgebend, vergaß auch Maria immer mehr, welche Bande fesselnd sie noch von dem Geliebten trennten. In einer tiefen Fensterwölbung zurückgelehnt, den Augen des Hofs durch die Königin von Navarra halb entzogen, durfte zum ersten Mal der Glühende die ganze Kraft seiner Leidenschaft ihr enthüllen, und bald, während alles Geräusch, das sie umgab, von

der fluthenden Bewegung ihres Innern übertönt ward, hätten seine dringenden Bitten ihr das Geständniß ihrer Empfindungen entrissen, wenn nicht in eben dem Augenblicke, wo sich, unfähig, länger zu widerstehen, ihre Lippen zu den verhängnißvollen Worten öffneten, ihr Gemahl, heftig die Königin von Navarra entfernend, zwischen sie getreten wäre, und die Fürstin, welcher das Gefühl ihres Unrechts jede Kraft zum Widerstand nahm, mit finsterm Ernst bei der Hand ergreifend, sogleich mit ihr den Ball verlassen hätte.

Scheu und zitternd, schamvoll bewegt von der Erinnerung ihrer eigenen Schwäche, folgte die Fürstin ihrem Gemahl, der sie schweigend zu ihrer Sänfte führte, und dann mit donnernder Stimme den Trägern die eilige Heimkehr anbefahl. So schnell aber auch die Männer fortgeschritten waren, doch lehnte der Fürst schon an der hohen Pforte seines Hotels, als man die Sänfte eintrug in die gewölbte Thorhalle, und starrte finster in die Nacht hinaus, während der Sturm, seltsam die langen Federn des Barets zausend, das flackernde Licht der Fackeln auf den bleichen Fürstenjüngling warf, der, geschmückt mit allen Insignien der Hoheit, ja erhoben durch den Adel der eignen Brust, jetzt vereinsamt und des Be-

sitzes des höchsten Gutes beraubt, ärmer als der dürftigste Bettler sich fühlte. O gibt es denn einen Verlust, der dem zu vergleichen wäre, wenn es dem Herzen plötzlich klar wird, daß jenes andre Ich, welches es mit heiligen unauflösbaren Ketten an sich gebunden glaubte, sich von ihm losreißt? Gibt es ein Weh, welches dieser Oede der Brust, diesem vernichtenden Gefühle zu vergleichen wäre?

Achtlos sah der Prinz seine Gemahlin die Sänfte verlassen, hörte ihre leisen Schritte die Treppe hinaufeilen, und das schwere Gewand des Silberstoffes auf den Marmorstufen rauschen. Erst als ehrfurchtsvoll sein Kämmerling ihm nahend ihn bat, sich dem strömenden Regen zu entziehen, der jetzt herniederrauschte, erst da gewahrte er die Gruppe der fernstehenden Diener, die in wunderlicher Beleuchtung der Fackeln im Hintergrund der Halle, ihn staunend anstarrend, seiner Befehle harrten, und plötzlich sich ermannend, eilte er nach seinem Gemache, von dem Kämmerling begleitet, indessen ein Wink seiner Hand alle Andere entließ.

Auch Maria war, indessen von den geschäftigen Kammerfrauen entkleidet, jetzt allein mit der ersten derselben, die, von der Königin Mutter zu dieser

Stelle befördert, schon lange die warme Fürsprecherin des Herzogs bei ihrer Gebieterin, ihr jetzt um so gefährlicher war. Auch sie hatte von den Schranken aus die Herrlichkeiten des Festes geschaut, und preisend ergoß sich ihre beredte Zunge in das Lob des Herzogs. Von allen Lippen wollte sie es gehört haben, wie Jedermann, als der König von Polen mit ihrer Gebieterin tanzte, nur sie als die würdige Gefährtin seiner Hoheit erwählte, sie hatte die Gesandten belauscht, die schon jetzt ihre Herrin die bestimmte Königin von Polen nannten. Der Secretair des Cardinals von Lothringen hatte ihr betheuert, die Trennung der Ehe der Prinzeß von Condé sei von dem Papste schon so gut als bewilligt, kurz, so lachende, süße Aussichten wußte die Schmeichlerin zu erwecken, so holde Bilder zurückzurufen, daß bald das Gefühl der Reue in Mariens Brust sich verwischte, des zürnenden ungeliebten Gatten Bild in den Hintergrund wich, und durch den Wahn beruhigt, es werde ihr immer gelingen, trotz dem Sturm der Leidenschaft, die weibliche Würde unverletzt zu erhalten, sie die schönen Augen schloß; sich nicht wie sonst dem sanften Schlummer der Unschuld, nein, dem berau-

schenden Zauber, der ihre Seele befangen hatte, hingebend.

So hatte die kurze Nachtruhe mehr ermattend als erquickend auf sie gewirkt, als in die immer süßeren Bilder, die der rosige Strahl des Morgens gleichsam verklärend vor ihre Augen führte, plötzlich so duftende sanfte Wohlgerüche drangen, daß sie, von ihrer Lieblichkeit aus dem Reiche des Traumes zur Wirklichkeit hinübergezogen, die sehnenden Augen öffnete, zu schauen, woher der Zauberduft ströme. Da erblickte sie ihr Lager von duftenden Blumen aller Art umgeben, und dicht an ihrem Bett kniete der reizendste Liebesgott, der mit gesenktem Bogen auf zwei von einem Pfeil durchbohrten goldnen Flügeln, in der Mitte eines duftenden Kranzes, ein zierlich Brieflein ihr darbietet. Noch zögert die Fürstin, die gefährliche Gabe anzunehmen; aber wohl vertraut mit der Kühnheit seines Vorbildes, läßt der erfahrne Liebesbote das zarte Geschenk so listig aus den Händen gleiten, daß die Fürstin es festhalten muß, wenn es nicht zerschellend zur Erde fallen soll, und schnell den Augenblick nutzend, der den schönen Händen jeden Widerstand verwehrt, hat er mit einer scharfen Scheere

eine der goldnen Locken, die sich kühn hervordrängend über den Alabasterhals wallen, abgeschnitten, und entflieht mit seinem Raube durch die geheime Thür des Alkovens, welche ihn einließ.

Ernstlich zürnend will die Fürstin den strafenden Blick auf die Vertraute werfen, die das kühne Wagniß nicht störte; aber sie ist mit dem stummen Boten verschwunden, und nur der süß betäubende Duft der Lilien, welche die goldnen Lorbeern des Kranzes umwinden, den sie in Händen hält, dringt zu der Einsamen. Sie erkennt das Zeichen des Siegs: es ist eben der Lorbeer, den am gestrigen Feste die Göttin des Ruhms dem Helden des Tags überreichte. Zu ihren Füßen legt der Fürst die ihm gewordene Trophäe nieder. Ihr Auge sendete den Pfeil, welcher, der Liebe die Flügel raubend, diesen Gott ewig an ihren Triumphwagen fesselt, und nur ihr gebühren die unverwelklichen Siegeskränze, nur ihr, der Reinsten der Reinen, das Diadem der Lilien.

So sagt in Flammenworten das zierliche Blatt, welches, im Wahnsinn der Leidenschaft mit eigenem Blute geschrieben, die Fürstin beschwört, nur einmal noch vor dem entsetzlichen Augenblick der Trennung den Herzog zu sprechen.

Schwer kämpft Maria mit dem immer lauter, immer dringender fordernden Herzen, doch sie ist allein. Kein täuschendes Flistern schmeichelnden Verraths erschüttert mehr das wankende Gemüth, und verdrängt den stummen Warner in der Tiefe ihrer Brust. Sie hört seine leise Mahnung, und kaum hat ihr inneres Ohr sich seiner Stimme geöffnet, so dringt sie immer lauter, immer gewaltiger ergreifend hervor. Scheu entflieht die Verworrenheit der Leidenschaft, der mit Blumen bedeckte Abgrund will sich schon dem klarer werdenden Blicke zeigen, schon faßt Maria den Vorsatz, sie will sich losreißen, den Herzog fliehen, im Kloster der Carmeliterinnen die Entscheidung ihres Schicksals erwarten. Jetzt will sie zum letzten Male den Blick auf die so leidenschaftlich dargebotene Gabe werfen, von welcher der Herzog so ganz andern Erfolg sich versprach. Auf das pochende Herz drückt ihre Hand das theure Blatt, welches sein Blut trank, und heiße Thränen tröpfeln in den Kelch der Lilien; da plötzlich ertönen im Vorgemach rasche Männerschritte, ungestüm wird die Thür aufgerissen, und ihr Gemahl steht vor ihrem Lager.

Kaum gewinnt die Zitternde Zeit, die blutigen Züge an ihr Herz zu verbergen, noch hält ihre Hand

den lilienumwundenen Lorbeer. Der Fürst sieht ihn, erkennt beim ersten Blick den Geber und den Sinn des Geschenks, und von seiner kraftvollen Hand formlos zerdrückt, fliegt es, mit Wuth geschleudert, in den entferntesten Winkel des Gemachs.

„Stehen Sie auf, Madam,“ sagte er, finster den vernichtenden Blick auf seine Gemahlin heftend, „wir verlassen in dieser Stunde Paris, und ich gedenke Sie an einen Ort zu führen, wo es Ihnen unmöglich werden soll, neue Schande auf mein fürstliches Haus zu häufen! Kein Wort! Erfüllen Sie meinen Befehl, und daß es Ihnen nicht gelinge, die Rotte Ihrer Helfershelfer, die sich zum Untergang meiner Ehre verschworen haben, herbeizurufen, verlasse ich Ihr Gemach nicht, bevor Sie mich begleiten.“

Damit ihren Frauen klingelnd, welche schüchtern die zürnende Stimme ihres Gebieters im Nebenzimmer vernommen hatten, trat der Prinz in den Vordergrund des Gemaches, während die schweren seidenen Vorhänge herabrauschend den Alkoven verschlossen, der Fürstin so den Raum gewährend, sich ungesehen anzukleiden.

Empört, sich mit Schmähungen überhäuft zu

sehen, eben in dem Augenblicke, wo sie dem Gefühle ihrer Pflicht so großmüthig die geheimen Wünsche ihrer Brust aufgeopfert hatte, noch mehr aufgeregt durch das leise Wehklagen ihrer Dienerinnen, welche sich flisternd zuraunten, wie ihr grausamer Gemahl die Fürstin nach einem weit gelegenen Schlosse in den Ardennen zu führen gedenke, sah Maria zagend den Augenblick sich nähern, wo die schlauste Zögerung den ungestüm im Gemache auf- und niederschreitenden Prinzen nicht mehr zurückhalten würde, als plötzlich die geheime Pforte des Alkovens aufflog, und den Schleier zurückschlagend, Margaretha von Valois hereinschlüpfte.

„Wie denn," rief die Königin, „ich gedenke mit meiner holden Maria noch ein wenig im Bette zu kosen, und finde die Langschläferin schon außer demselben, gekleidet, ja fast gerüstet möchte ich sagen, nicht als wollte sie, wie ich, ein trauliches Stündchen bei einer Freundin verplaudern, sondern als gelte es eine weite Fahrt, oder gar Reise. — Es flattern ja die luftigen Federn am Baret so kühn und zierlich, daß man nicht weiß, kündet ihr Wehen den Klang der Waffen, oder der Liebespfeile? — Doch wie, die Augen voll Thränen, — und hier ein ganzes Chor

weinender Zofen, — und was sind denn das für Männerschritte, die so ungestüm im Gemache tosen?" —

Schnell, ohne Antwort zu erwarten, hatte Margaretha dies Alles halb flisternd gefragt, und steckte jetzt den reizenden Kopf lauschend zwischen den Vorhängen des Alkovens hindurch.

Doch wie vor dem Haupte der Gorgone, fuhr der Fürst vor dem Angesicht der Königin zurück, die mit durchdringender Schlauheit und spöttischem Lächeln schnell den Zusammenhang erfaßte, und nur noch den Schein des Erstaunens annahm, als jetzt der Prinz von Condé, ohne auf ihre Gegenwart zu achten, mit gesteigerter Heftigkeit seine Gemahlin fragte, „ob sie zur Abreise bereit sei."

„So wollen Sie Paris verlassen, mein Prinz?" fragte die schöne Valois, sich an das thronartig erhöhte Bett lehnend, während die Dienerinnen, nachdem sie die jetzt sich öffnenden Draperien wieder geordnet, sich entfernten. „Fürwahr, ich glaubte gehört zu haben, nicht ohne die besondere Zustimmung König Carls würde einer seiner Prinzen sein Hoflager verlassen dürfen, und mein Bruder versteht zu

gut die Gesellschaft seines geliebten Vetters zu schätzen, als daß er jene Erlaubniß so leicht ertheilen sollte."

„Die Rechtfertigung dieses Schrittes wird Ihr Gemahl bei dem Könige übernehmen; Sie, Madame, ersuche ich, die Prinzeß von Condé nicht länger an der Erfüllung ihrer Pflicht zu hindern."

„So also, der König von Navarra ist mit in den schönen Plan verwickelt?" lächelte Margaretha. „Ei nun, mein Herr, thun Sie, was Sie nicht lassen können. — Der Hof von Frankreich ist ja noch nicht so arm an Rittern, daß wir Damen vereinsamen müßten, wenn die trotzigen Eheherrn uns verlassen! — Gehen Sie mit Gott! — Ich flüchte meine holde Maria nach dem Louvre; sie soll mir dort den abtrünnigen Gatten ersetzen, den Sie mir entführen wollen."

„Nicht von der Stelle!" rief zürnend Condé. „Noch einmal, Marie, ich befehle Ihnen, mir zu folgen."

„Ei, das wird Ernst!" rief die Königin, in deren dunkeln Augen jetzt die stolze Gluth der Valois aufflammte. „Im Namen meines königlichen Bruders befehle ich Euch dagegen, Prinz von Condé, unsere Base, die Prinzeß von Cleves, nicht gewaltthätig un-

serm Schutze entziehen zu wollen, da selbst Euch, wie Ihr wißt, nicht die Freiheit zusteht, Paris nach Eurer Willkür zu verlassen."

„Wollt Ihr mir verwegen die Rechte auf meine Gemahlin abstreiten, welche die Hand Eurer Priester mir am Altare ertheilte?" fragte bebend vor Zorn der Prinz.

„Die Kirche kann lösen, was sie knüpfte!" entgegnete Margarethe. „Ah, zur rechten Zeit tritt dort der Cardinal in's Gemach. Wahrlich, den sendet die heilige Jungfrau uns bedrängten Damen zum Beistand. Willkommen, Ew. Eminenz. Sie erscheinen zur guten Stunde, uns vor dem Uebermuth des mannhaften Helden hier zu schützen, der es ohne Zweifel besser verstehen mag, seinen kriegerischen Scharen zu gebieten, als zarten Frauen würdig zu begegnen."

Erstaunt fragte der Cardinal von Lothringen, ob so schwere Anklage in der That den Prinzen von Condé treffen könne, den Fürsten ermahnend, schnell durch unbedingte Unterwerfung seine schönen Gegnerinnen zu versöhnen, da er doch einsehen müsse, wie eben hier aller Widerstand vergebens sei.

Da rief, in dem Gefühl ohnmächtiger Verzweif-

lung untergehend, der Prinz: „Wahr, gräßlich wahr! Vergeblich ringe ich gegen die Mörder meines Glücks. Ich gebe sie auf, die letzte Hoffnung dieses blutenden Herzens! Ich unterwerfe mich meinem Geschick. Ich entsage einem Bunde, der mir jetzt nur noch Schmach ertheilen kann. Bewirken Sie, Herr Cardinal, die Scheidung der Fürstin, fürchten Sie kein Hinderniß von meiner Seite; mit meiner Achtung ist meine Liebe untergegangen. Der Fluch des verrathenen Gatten sei der Segen ihrer neuen Ehe!"

Und stürmisch dem Gemache enteilend, überließ er die Fürstin der schmeichelnden Valois, welche, unterstützt von dem Cardinal von Lothringen, die noch schwankende Marie zum öffentlichen Bruche zu bestimmen suchte, und endlich, durch die Rückerinnerungen der bittern Schmähungen, die sie so unschuldig erduldet habe, das reizbare Gemüth so quälend stachelte, daß Maria einwilligte, sich Schutz flehend in die Arme der Königin Katharine zu werfen.

Triumphirend führte Margaretha ihr Opfer nach dem Louvre. Wäre Maria weniger von dem Sturm in ihrem Innern befangen gewesen, es hätte ihr nicht entgehen können, wie hier ihr Eintritt keines-

wegs überraschend, nein, ein schlau berechnetes, sicher erwartetes Ereigniß war.

Da ihre Schwestern, der stolze Herzog von Guise selbst, nun auf die Arme einstürmten, dem heißglühenden Herzog von Anjou die Huld zu gewähren, deren ihr Gatte so unwürdig sei, als der Cardinal von Lothringen den Bund, den er an heiliger Stätte selbst geweiht, für aufgelöst erklärte, die schmeichelnde Margaretha ihre Füße liebkosend umfaßte, um die Erlaubniß flehend, den Herzog herbeiführen zu dürfen, und die Königin Katharine, in deren Armen die hart Bedrängte vor sich selbst Schutz suchte, fein lächelnd ihr zuflisterte: „Schon einmal verschenkte ich diese theure Hand, o Du Tochter meiner Wahl, laß sie mich nun dem geliebtesten meiner Söhne verleihen," wer mag es tadeln, daß die Geängstete jetzt von des Geliebten Armen umschlungen, ohne Kraft zum Widerstand an sein hochklopfendes Herz sank, und fortan rücksichtslos sich dem leidenschaftlichen Zauber hingebend, nur ihn zum hellstrahlenden Gestirn in der tiefen Nacht ihres Lebens erkor! So birgt, wenn der Sturm heulend von allen Seiten losbricht, das lecke Schiff unter seinen Füßen krachend berstet, der Verzagende sein Haupt an

die befreundete Brust, und nicht achtend, ob der nächste Moment ihm Tod oder Verderben bringt, stürzt er mit geschlossenen Augen der Vernichtung entgegen.

Den Geliebten in schwärmerischem Entzücken zu ihren Füßen, gepriesen, vergöttert von Allem, was sie umgab, in den Wirbel endloser Ergötzlichkeiten fortgerissen, und nur noch berauschender eingewiegt von der Leidenschaft mächtiger Stimme, die im stillen Gemache betäubend sie umgarnte, sah die Fürstin im wachen Taumel einige Monden entfliehen. Wie sorgsam aber auch das ewig Beifall lächelnde Gesicht der Höflinge, die wache Sorge Katharinens, das gleißnerische Lob ihres Beichtigers jede Ahnung von Reue in ihrer Brust zu unterdrücken suchten, wie befangen ihr Geist durch die höchste Schwärmerei der Liebe war, doch fühlte sie deutlich, daß in der Tiefe ihres Herzens ein dumpfer Schmerz lauernd lauschte, dessen Andenken nur in der siegenden Nähe des Geliebten ganz verschwand, aber wenn dieser Zauber ihn nicht fesselte, oft mitten im Gewühle

wie in der Stille der Nacht, wie die Ahnung von tausend Dolchspitzen durch ihr Inneres zuckte. Zu wahr und rein hatte Maria die Tugend geliebt, zu herrlich war die stille Brust von ihrem heiligen Frieden beglückt worden, als daß nicht ein namenloses Weh in ihr erwachen mußte, sobald der scheue Blick auf der Verworrenheit ihrer jetzigen Empfindungen verweilte. Deßhalb aber eben nur noch leidenschaftlicher gespannt, rang ihre sich immer mehr steigernde Schwärmerei mit der Gluth ihres Geliebten um den Preis; und zu wohl fühlend, daß nur seine Gegenwart die scheinbare Ruhe ihres Gemüthes zu sichern vermöge, wandte sie alle Macht an, den gefürchteten Augenblick seiner Abreise zu verzögern.

Heinrich von Anjou, der außer der ritterlichen Tapferkeit, dem angebornen Eigenthume der Fürstensöhne edler Häuser, von der richtenden Nachwelt nur noch des Ruhms höchster männlicher Schöne und Anmuth des Benehmens gewürdigt wird, der uns keinen Zug der Großmuth, keine erhebende Eigenschaft darbietet, die uns damit versöhnen könnte, daß so viel Reiz, so viel Werth um seinetwillen vernichtet ward, war mindestens, laut des Zeugnisses aller gleichzeitigen Schriftsteller, in seiner leidenschaftlichen

Liebe zur Prinzeß von Condé wahr und treu. Nicht an ihm lag es, daß er nicht für das Glück, sie täglich zu sehen und zu ihren Füßen leben zu dürfen, die ihm ertheilte polnische Krone aufgegeben hätte.

Alles Ermahnen der Königin Mutter, als des Königs Carl steigender Unwille endlich auch Katharinen die Nothwendigkeit der Trennung von dem geliebteren Sohn einsehen ließ, war vergebens. Umsonst beschwor Guast seinen Gebieter, der Nothwendigkeit nachzugeben; vergeblich warnend zeigte Margaretha dem Bruder die täglich mehr sich verfinsternden Züge des Königs, der des gehaßten Thronerben Entfernung herbeisehnte; nichts vermochte den Herzog zur Abreise zu bestimmen, und immer noch sah Maria die Sonne ihres Lebens hellstrahlend ihr leuchten.

Da, in einsamer Berathung mit der Königin Mutter, übernahm es endlich Margaretha, die Prinzeß von Condé selbst dahin zu bringen, daß sie des Geliebten Entfernung herbeiführe, und setzte, als die Königin an dem Gelingen ihres Vorhabens zu zweifeln schien, noch mehr dadurch gespornt, ihr Wort zum Pfande, daß binnen drei Tagen der Herzog Paris verlassen sollte.

Am Abend eben dieses Tages, wo Margaretha,

eine Unpäßlichkeit vorschützend, sich die Gegenwart ihrer geliebten Maria in später Stunde erbeten hatte, fand die Fürstin sie auf ihrem Ruhebette, im Gegensatz der lächelnden Heiterkeit, die sie zu umschweben pflegte, in heftiger unruhiger Bewegung.

Als ihr Wink alle Dienerinnen entfernt hatte, warf sich Margaretha weinend an der Fürstin Brust, und beschwor sie, ihr beizustehen, ein furchtbares Unglück abzuwenden, das dem königlichen Hause bevorstehe.

Mariens Inneres erbebte. Sie sah des Geliebten theures Haupt bedroht und gelobte willig Alles, was von ihm den Schatten der Gefahr abwenden konnte.

Da erhob Margaretha ihr weinendes Auge, umschlang die Freundin dichter und flisterte: „Du weißt, Schwester meiner Seele, eine Prophezeiung schleicht trüb im Volke umher, es sei mein Gemahl bestimmt, den Thron Frankreichs einst zu besteigen, und die drei herrlichen Fürstensöhne des Hauses Valois, die ihn stützend umgeben, würden spurlos verschwindend vom Schauplatz, dem Stamme der Bourbons weichen. Lang hat meine königliche Mutter so drohender Sage gespottet; aber sei es der Geist der blutigen

Zeit, welche wir erlebten, die mit bleicher Furcht die sonst so große Frau erbeben läßt, sei es die sichtlich wankende Gesundheit des Königs, welche drohend die Pforten der Gewölbe zu St. Denis zu eröffnen scheint, Katharine von Medicis nimmt ihre Zuflucht zu den finstern Künsten der Zeichendeuter, das Loos ihrer Söhne zu erspähen, den Wetterstrahl abzuwenden, der den geliebten Häuptern derselben droht. Du kennst Benigna, jene tieferfahrne Italienerin, sie wird mit Ruggieri, dem Astrologen der Königin, in dieser Nacht den Zauber bereiten, der uns sichernd die Geliebten bewahren soll. Doch nur der Brust, der sie am theuersten sind, kann sich ihr Geschick offenbaren. Des Königs Loos soll sich meiner Mutter, das meines Bruders Alençon mir selbst enthüllen, und welches Herz glüht, wie das Deine, für den glücklichen Anjou? — O mir ahnet, ihm weihen sich alle Kränze! — Doch sprich, scheuest Du nicht, in unheimlicher Mitternacht die Kunde der Geisterwelt zu des Geliebten Heil zu vernehmen?"

„Was kann ich noch scheuen, Margaretha," seufzte Maria, „wenn es für ihn ist. O, gib mir schwere Lasten, drücke alle Dornen, die ihm drohen, in meine Brust, nicht das Leiden für ihn fürchte

ich! — Ist denn ein Pulsschlag in mir, der nicht ihm geweiht ist? — Nicht von daher drohen mir Schmerzen!" —

„Von keiner Seite, Du trübe Schwärmerin, drohen sie Dir. Ich weiß, was Dich ängstet; noch immer zögert die Gewährung des heiligen Vaters zur Auflösung Deiner Ehe; doch sorge nicht, der Cardinal erwartet sie mit jedem Tage!" So schmeichelte Margaretha der Zagenden die trüben Bilder aus dem Sinn, und ihre Phantasie mit den glänzendsten Gemälden der Zukunft erfüllend, steigerte sie die schwärmende Einbildungskraft der Fürstin bis zur Ueberspannung, sie liebevoll zwingend, einen erhitzenden Trank glühenden Weins mit ihr zu theilen, der ihnen die Kräfte geben sollte, die mahnende bange Mitternacht muthiger zu empfangen.

Unruhig strömte das kochende Blut zu dem pochenden Herzen Maria's, tausend seltsam wunderliche Bilder zuckten in farbigen Blitzen vor ihren Augen, während Margaretha, durch den schon längst gewohnten Genuß jenes feurigen Getränks nur höher erregt, in sprudelnder Lebendigkeit sich bewegte. Da trat die Königin ein. Schnell den ihrem Plane geziemenden Ernst wieder annehmend, ergriff Margaretha

den Arm der bebenden Maria, und folgte dem lautlosen Winke ihrer Mutter.

Durch lange Gänge, den einsamen Pfad nur von dem Lichte einer Blendlaterne erhellt, die eine verhüllte Gestalt trug, schlichen die Damen, bis sie endlich in einer entlegenen Gegend des Pallastes eine schmale Treppe hinabstiegen, und so in die unterirdischen Gewölbe desselben gelangten.

Ein leises Zeichen der Verhüllten öffnete eine kleine Pforte und zeigte ihnen Ruggieri, der in der Mitte seiner astrologischen Geräthschaften, seltsam beleuchtet von der dunkeln Flamme der Lampe saß. Kein lebendes Wesen entdeckte sonst Maria's Blick, und das bange Entsetzen, das kältend durch ihre Brust drang, und die innere Gluth noch mehr auf die Phantasie wirken ließ, vermehrte sich, als die Thür, welche sie eingelassen hatte, mit dumpfem Geräusch sich von selbst wieder schloß.

„Tretet näher, Ihr fürstlichen Frauen Frankreichs, und vernehmt das Geschick seiner Söhne.“ So erklang des greisen Beschwörers dumpfe Stimme. Und der Königin Katharina Hand ergreifend, verschwand er mit ihr hinter einem dunkeln Vorhange, den Mariens Blicke erst gewahrten, als ihn Rug-

gieri etwas öffnete, um die Königin eintreten zu lassen, und ein blendender Lichtstrahl hinausdrang. Zitternd lehnte sie sich auf Margaretha. Als aber nach wenig Minuten die Königin in Schmerz verloren, wie es schien, zurückkehrte, erbebte sie so, daß sie kaum im Stande war, die wenigen Schritte bis zum Vorhange, wo Ruggieri sie erwartete, zu wanken, und schwindelnd von dem plötzlich blendenden Licht und dem betäubenden Weihrauche, das Gesicht mit den Händen verhüllend, auf den Sessel, zu welchem Ruggieri sie leitete, hinsank.

„Blickt auf, Prinzessin," ertönte die Stimme des Beschwörers, „und seht, welch ein Geschick der Himmel in Eure Hände legt."

Und im magischen Duft erblicken die zagend geöffneten Augen der Prinzessin wogende drängende Gestalten. Eine vor Allen fesselt ihr Auge. Sie kann nicht zweifeln, er ist es, Heinrich von Anjou, der Geliebte ihrer Seele; aber sieht sie recht? Umgeben von glänzendem Gefolge enteilt er, und folgt den wehenden polnischen Fahnen! Sie will auf, ihn halten. Ein Wehlaut zittert von ihren Lippen; aber von dem kräftigen Arm Ruggieri's an ihren Sessel festgebannt, muß sie das enteilende Phantom

vorüberziehen sehen. Und wieder drängen sich neue Bilder in dem magischen Spiegel. Ein Leichenzug schwebt vorüber. Die Großwürdenträger des Reichs umgeben den Sarg, in welchem der bleiche Carl zu der Gruft von St. Denis getragen wird, deren düstre Portale sich begehrend öffnen. Ergriffen schließt die Fürstin die Augen vor dem trüben Gegenstand; doch süße Zauberklänge dringen lockend in ihr Ohr, sie schlägt den hoffenden Blick wieder auf, sieht den vergötterten Geliebten zu Rheims im Schmuck der Krönung, ja sieht sich selbst, die Seligste, im strahlenden Diadem an seiner Brust ruhen.

Noch weilt ihr Auge entzückt auf dem Bilde. Da durchzuckt der Schmerz der Trennung, der dieser Seligkeit vorangehen soll, ihre Seele. „Nein," ruft sie, „ich lasse ihn nicht, nicht athmen kann dies Herz, von ihm entfernt." — „Thörin," raunt Ruggieri zürnend ihr zu, „so seht, welch ein Geschick ihm droht, dem nur die eiligste, schleunigste Flucht ihn entreißen kann, und wagt es noch fernerhin durch Eure hemmende Hand in die Räder des Geschicks einzugreifen." Schnell schwinden jene lichten Bilder, die sanften Klänge verstummen, ein hohles Pfeifen und Brausen erfüllt das Gewölbe. Auf-

wärts sträuben sich die goldnen Locken Maria's, Entsetzen schlägt ihre Zähne wie ein Fieberfrost auf einander, wild starren ihre Augen, als wollten sie aus ihren Kreisen treten; denn von finstern scheußlich drohenden Larven sieht sie das nächtliche Lager des Geliebten umstellt, der unruhig träumend ihr Bild auf sein Herz drückend, ihren Namen lispelt. Höher schlägt ihre Brust. Sie will zu ihm, ihn wecken, dem unheimlichen Kreise entreißen, der sich immer näher, immer enger um ihn drängt. Da plötzlich erscheint eine Gestalt, höher, furchtbarer als alle andern. Sie schreitet vorwärts, jetzt steht sie dem Lager nah; der Mantel öffnet sich, die Larve fällt. Es ist der König! Seine Hand zuckt, ein Dolch blitzt darin, er schwingt ihn über den Schlummernden. Maria! flistert ängstlich Heinrichs Stimme, und mit der Kraft der Verzweiflung Ruggieri's Händen sich entreißend, stürzt Maria vorwärts, den Dolch, den sie plötzlich in ihrer Hand fühlt, dem Mörder des Geliebten in's Herz zu stoßen, und dann ohnmächtig zur Erde zu stürzen. —

Noch lag sie leblos in den Armen ihrer Peiniger, die, um des Erfolgs ihrer Gaukelei um so gewisser zu sein, als mahnende Erinnerung ein kleines

wächsernes Ebenbild des Königs, das Herz von einer Nadel durchstochen, in die krampfhaft geschlossene Hand der Prinzessin gezwungen hatten, als ein plötzliches Geräusch an der äußeren Pforte die Königinnen und ihre Gehülfen erbeben ließ. Ehe man irgend einen Ausweg erdenken konnte, sah man die Thür gesprengt, und den König selbst eintreten, der, mit argwöhnischen Blicken umherforschend, die Ursache dieser so heimlichen, so düstern Zusammenkunft zu wissen begehrte.

Vergebens suchte Katharina ihre bewährte Gewalt auf ihren Sohn geltend zu machen, ihn bittend, nur diesen Ort zu verlassen und in seinem Cabinet sie anzuhören. Finster weigerte Carl die Gewährung ihrer Bitte, und sein Wink gebot seinen Begleitern, alle Räume des Gemaches zu durchsuchen.

Es geschah; aber schon hatten die verborgenen Gehülfen Ruggieri's Zeit gehabt, die zauberische Erleuchtung zu löschen, sich selbst zu entfernen, und die verworrenen, formlosen Bilder und Geräthe konnten dem spähenden Monarchen keine Erklärung gewähren. Schon wollte er unmuthig, den finstern Gaukeleien zürnend, sich entfernen, als Maria endlich die Augen aufschlug, und den König erblickend,

in die Worte ausbrach: „O, Entsetzen, helft, helft dem Herzoge, der König will ihn ermorden!“

„Was schwatzt die Wahnsinnige!“ rief der König; doch näher tretend und die Prinzessin erkennend, setzte er milder hinzu: „Maria, besinnt Euch, was ist Euch geschehen? Kommt, verlaßt diesen Ort, wo man mit Euch, fürchte ich, ein strafbares Spiel treibt.“

So der Fürstin Hand ergreifend, fiel sein Blick auf das kleine Wachsbild, welches der nachlassende Krampf leicht den zarten Fingern entziehen ließ. Die königlichen Insignien erkennend, von dem Glauben seiner Zeit ergriffen, welcher durch ähnliche Gebilde dem, dessen Gestalt sie annehmen, langsamen Tod bereitet sah, wähnt der König jetzt das Gewebe der Verschwörung zu durchschauen, und schwört, ohne auf die beruhigenden Vorstellungen Katharinens zu achten, die das Ganze als einen unschuldigen Scherz deuten will, mit furchtbaren Eiden, des Herzogs Freiheit und Leben soll es büßen, wenn ihn die Sonne des dritten Tages noch in Paris findet. „Und so wählen Sie, Madam,“ schließt der Wüthende die zürnende Rede. „Er oder ich! Und da ich die Gewalt, die mir gebührt, zu behaupten gedenke, bis daß der Mordstreich, der Ih-

tem Lieblinge die Bahn zum Thron öffnen kann, dieses Herz erstarren läßt, mag meine königliche Mutter ihr Auge an diesem Schandbild ergötzen, und sorgen, daß die verdiente Rache des Königs nicht ihr und ihrer Mitschuldigen Haupt treffe."

Und das Wachsbild zu den Füßen Katharinens schleudernd verließ der König das Gewölbe. Die dunkeln Augen an den Fußboden geheftet, hatte Katharina ohne äußeres Zeichen des Unmuths die schmähenden Worte gehört; doch das leise Zucken um den festgeschlossenen Mund, und der Rachebliß, der, einen Augenblick den Schleier undurchdringlicher Verstellung durchbrechend, in ihren Augen aufloderte, verhieß volle Vergeltung dieses demüthigenden Augenblicks.

Aber schnell sich beherrschend folgte sie sogleich dem Könige, und die Abspannung benutzend, welche bei ihm jeder gewaltsamen Kraftäußerung zu folgen pflegte, hatte sie ihn unter dem Versprechen der Entfernung des Herzogs bald der lang bewährten Macht ihrer Schlauheit wieder unterworfen.

Maria von Cleves, durch die Drohungen des Königs fast zu ihrem vorigen bewußtlosen Zustand zurückgesunken, ward nach ihren Gemächern gebracht,

und fand erst als der mildere Strahl des Morgens in ihr Zimmer drang, einige Ruhe. Matt schlummernd wichen endlich die finstern Bilder aus ihrer Seele, und gönnten dem erschöpften Körper, die Kräfte zu sammeln, welche die ihr bevorstehenden schweren Prüfungen erforderten.

Ein dumpfes Gerücht der nächtlichen Unruhe im Louvre dringt auch in die Kammern des Herzogs. Desportes, der ihm ein preisendes Gedicht auf die Geliebte bringt, welches sein Morgenopfer für sie sein soll, tritt verstört ein. Er sagt dem Herzoge den wunderlichen Bericht, in welchem die Namen des Königs, der Königinnen, der Prinzeß von Condé in seltsamer Verbindung mit der finstern Brut der italienischen Giftmischer stehen, die ganz Frankreich fürchtet.

Mehr bedarf es nicht. Heinrich von Anjou, von namenloser Angst gefoltert, fliegt zur Geliebten. Seine finstern Ahnungen werden Wahrheit. Sie sei krank, flistern leise winkend die Dienerinnen. Ungestüm pocht sein Herz, während die Sorge, die Geliebte zu erschrecken, den eilenden Schritt hemmt. Er öffnet leise die Flügelthüre, da wankt sie ihm bleich, erschöpft, von ihren Frauen geführt, entgegen, und

sinkt, nicht in seine Arme, nein zu seinen Füßen nieder, ihn beschwörend, bei Allem, was ihm heilig und theuer ist, bei dem allumfassenden Gefühl ihres Lebens, bei ihrer Liebe, abzureisen, zu fliehen, und mit der morgenden Sonne Paris und sie selbst zu verlassen.

Erstaunt verlangt der Herzog Aufschluß, Erklärung der so ganz unerwarteten Bitte; aber Alles verweigernd betheuert sie, nicht ehe von ihren Knien sich zu erheben, bis sie sein Wort empfangen hat, und erst als sie seine Einwilligung ihm entrissen, löst sich die Anspannung der höchsten Angst in den Schmerz der Verzweiflung auf.

Am nächsten Tage brach der Herzog auf. Der König, in seinen gewohnten trüben Stumpfsinn zurückgesunken, zufrieden, endlich sich am erwünschten Ziele zu sehen, wollte seinen Bruder selbst begleiten, und so folgte der ganze Hof bis nach Vitry sur Marne, wo der König plötzlich erkrankend zurückblieb.

Nichts desto weniger setzten die Königinnen Katharine und Margarethe ihre Reise bis zur Grenze fort. Auch Maria hatte durch die Angst der Verzweiflung hinreichende Kraft gewonnen, sich während der Reise aufrecht zu erhalten, und als sie jetzt ver-

gehend in den Armen des scheidenden Geliebten lag, waren die Worte Katharinens, die sie dem immer noch unwillkürlich Zögernden zuflisterte: „Reisen Sie, mein Sohn, nicht lange werden Sie in Polen verweilen!" der letzte Ankertau, an welchen Maria's zitternde Hoffnungen sich ketteten.

In der tiefsten Einsamkeit ihres Gemaches zurückgezogen, wenn sie nicht an den Füßen der Altäre der schwer belasteten Brust Frieden erflehte, sah Maria jetzt ihre Tage entfliehen. Fast jeder derselben brachte ihr Nachricht von dem Geliebten, dessen glühende Briefe oft wie jener erste, nach der Sitte der unnatürlichen Ueberspannung der Zeit, mit dem eigenen Blute geschrieben waren. Aus den gewohnten Bahnen durch die blutigen Thaten des langen fanatischen Bürgerkriegs, besonders aber durch die Gräuel der St. Barthelemy gerissen, schwankte die französische Jugend zwischen Extremen gleichsam uferlos umher. Selbst der Liebe reine schöne Bande trugen den Stempel der finstern Zeit; wie viel mehr mußte ein so leidenschaftliches Verhältniß der unnatürlichsten

Beglaubigungen bedürfen, um dem unsichern Bunde den wankenden Glauben zu erhalten.

Auch die fortdauernden Liebkosungen Katharinens und Margarethens strebten dahin, Mariens Herz zu beruhigen, wie Desportes preisende Gedichte, die uns die Nachwelt aufbewahrt hat, von dem Ufer der Weichsel des Königs Schmerz und Liebe bezeugten, und leise Hoffnungen der Rückkehr ihres Glücks begannen sich, durch die immer wachsende Krankheit des Königs, zu mehren.

Der unglückliche Monarch, kaum aus dem Jünglingsalter getreten und schon dem Grabe entgegenwankend, litt furchtbar. Schneidende Schmerzen, die sein Inneres durchzuckten, hatten in Vitry sur Marne zuerst den schon Kränkelnden auf's Lager geworfen. Zu St. Germain lag der König von furchtbaren Erinnerungen der Vergangenheit und finstrem Argwohne über die Ursache seines Uebels gepeinigt. Da stürzt die Königin Katharina, ganz die gewohnte Fassung verläugnend, in sein Gemach, dem aus mattem Schlummer aufschreckenden Monarchen das Entsetzen kündende Wort Verrath zurufend, und wehklagend ruft der Erschöpfte: „Warum läßt man mich nicht mindestens im Frieden sterben?“

Der Verrath des Herzogs von Alençon, der, unzufrieden mit dem Hofe, sich mit Heinrich von Navarra und dem Prinzen von Condé zur Flucht verbunden hatte, doch schwach, charakterlos, im Augenblick der Ausführung vor der Kühnheit des Unternehmens zurückschauderte, und, von dem Verräther Lamotte angespornt, Alles der Königin Mutter entdeckte, er war es, welcher der feinen Katharine die längst gewünschte Gelegenheit bot, ihrem glühenden Haß gegen Heinrich von Navarra Genüge zu thun. Deßhalb eben drang sie jetzt, ohne Schonung, in das Zimmer des todtkranken Monarchen, und als ob die funfzig Reiter, womit der treue Guitri in dem Walde von St. Germain harrte, die Flucht des Königs von Navarra zu decken, eben so viel Tausende wären, flüchtete noch in eben der Nacht der ganze Hof nach Paris, der sterbende König in seiner Sänfte, Heinrich von Navarra an der Seite seines Verräthers, in dem Wagen der Königin Mutter. Selbst die Cardinäle von Bourbon, Lothringen und Guise, und alle Höflinge bestiegen, wie d'Aubigny spottend sagt, in der Eil' die feurigen Renner des Marstalls, mit gleicher Angst vor den muthigen Pferden, wie vor den drohenden Feinden erfüllt.

Nur ein Gegenstand ist Katharinens Racheplan entgangen. Der Prinz von Condé, der, seit dem Verlust seiner Gemahlin, nur auf Mittel sann, sich dem verhaßten Hofe zu entziehen, hat, unter dem Vorwande, sein Gouvernement zu besuchen, schon vor zwei Tagen Paris verlassen; der zu spät ihm folgenden Nachsetzer spottend, athmet er die freie deutsche Luft, und laut dort seinen erzwungenen Uebertritt abschwörend, kehrt er eifriger] als je zum Protestantismus zurück.

Während dieses Ereigniß die Trennung der Ehe der Prinzessin erleichtert, ja ihren Schritt, den ketzerischen Gatten zu verlassen, in den Augen aller Rechtgläubigen gleichsam heiliget, und so zum ersten Mal die schwer gepreßte Brust Mariens sich leichter hebt, sieht die stolze Katharine ihre Hoffnungen der Rache an der ruhigen Würde Heinrichs von Navarra, an dem, trotz aller ihrer Ränke nur unterdrückten, nicht ganz erloschenen edleren Geist des Parlaments, scheitern.

„Ich bin König!" rief Heinrich von Navarra zur Antwort auf die Anklage des Parlaments. „Ich bin König, und wollte einen Hof fliehen, wo man mich erniedrigte, wo meinem Leben Gefahr droht.

Das ist meine ganze Schuld, deren ich, weit entfernt, Vertheidigung nöthig zu achten, mich rühme!"

Ergriffen, bezwungen von den wenigen Worten des großherzigsten aller Fürsten, vermochten alle Ränke der Königin nichts gegen die Stimme des Rechts, und Niemand wagte noch weiterhin, dem Fürsten beschwerlich zu fallen.

Die geringeren Theilnehmer jener Verschwörung, Lamotte und Coconas, welche vielleicht eben die Hebel waren, durch welche Katharine sie herbeiführte, mußten sie auf dem Schaffote büßen, und selbst die Verwendung Margarethens vermochte ihr den Liebling nicht zu retten, dessen Untergang der sterbende König um so fester beschloß, da ein bei Lamotte gefundenes Wachsbild, ganz dem ähnlich, welches er so kurz vor seinem Erkranken in den Händen der Prinzessin von Condé fand, den Glauben, das finstre Thun jener Nacht habe seinen Lebensfaden durchschnitten, wieder auffrischte, und den Leidenden bis zum Wahnsinn peinigte. Und wohl konnte eben jene Nacht den Vorsatz der That, die, von den finstern Mächten des Abgrunds ersonnen, schon lange Katharinens Busen erfüllte, zur Reife gebracht haben. Fast allgemein haben gleichzeitige Schriftsteller

die schwere Last der Schuld jener ränkevollen Fürstin durch die Anklage des Sohnesmordes gehäuft; aber es sei einer weiblichen Feder nur erlaubt, so gräßliches Thun anzudeuten, da ja auch hin und wieder eine Stimme sich erhebt, welche Katharinens Angedenken mindestens hier zu reinigen versucht.

Endlich nahte die furchtbare Krankheit Carls des Neunten, welche das Blut durch all' seine Poren dringen ließ, und, ein gräßliches Bild seiner Thaten, sein Lager damit bedeckte, ihrem Ende. Sich mit dem Könige von Navarra versöhnend, ihm seine Gattin und Tochter empfehlend, beschloß der fünfundzwanzigjährige Monarch, dessen große Anlagen, verderblich geleitet, seinem Lande so unsägliches Wehe bereiteten, sein trübes Leben, und während die feierliche Beisetzung zu St. Denis sich bereitete, flogen die schon lang dazu bestimmten Boten, die ersehnte Nachricht dem harrenden Heinrich zu überbringen.

Katharina von Medicis, bis zur Rückkehr des dritten Heinrichs zur Regentin ernannt, genoß mit durstigen Zügen des Glückes der unbeschränkten

Herrschaft, des Einzigen, wofür ihre entartete Brust wahrhaften Sinn hatte. So viel Einfluß das schwankende, zerrüttete Gemüth des letzten Monarchen ihr eingeräumt hatte, so sehr sie gewohnt war, den bei weitem geringer begabten Heinrich zu leiten, doch blickte sie unruhig auf die nächste Zukunft hin.

Die Nähe des Glücks, das Erwachen aller Hoffnungen hatte die reizende Maria von Cleves zu einer solchen Fülle von Schönheit aufblühen lassen, daß die achtzehnjährige Fürstin, die schon beim ersten Eintritt in die Welt den Dichtern ihrer Zeit die Reize aller Göttinnen zu vereinen schien, jetzt selbst mit der gefeierten Margaretha von Valois in die Schranken treten konnte, ja durch die dem innern Gemüth entströmende Anmuth der echten Weiblichkeit, welche der entweihte Sinn Margarethens nicht mehr zu fassen vermochte, sie siegreich überstrahlte.

Und Heinrich von Anjou, der schwächste, leichtsinnigste Fürst seiner Zeit, den thörichtsten, verworfensten Zerstreuungen sich hingebend, hatte dennoch Marien die leidenschaftlichste Liebe bewahrt. Ihr Bild verließ ihn keinen Augenblick, und nicht unwahr schienen der sorgenden Katharina die Versicherungen Guast's, welchen Heinrich als Boten seiner Liebe

Marien sandte, nicht die Krone Frankreichs errege seine Sehnsucht, nur dem Augenblick des Wiedersehens der Geliebten klopfe ungestüm sein Herz entgegen.

Seit dem Tode des Königs waren die Huldigungen der Höflinge, nun der neu aufgehenden Sonne sich zuwendend, immer mehr der jungen Fürstin geweiht, die man allgemein als künftige Königin betrachtete. In ihrem Vorzimmer drängte sich die Menge, und mit schmeichelnder Gewalt sah die Fürstin sich ihrer frühern Einsamkeit entrissen, um allverehrt, als erster Stern des glänzenden Hofs gefeiert zu werden. Auch von Polen her erscholl die Nachricht, wie Heinrich, weit entfernt, den gemäßigteren Rath seiner Diener zu befolgen, und mit schicklicher Rücksicht den polnischen Reichsständen Lebewohl zu sagen, noch in derselben Nacht, wo er die Botschaft des Todes Carls erhielt, wie ein Flüchtiger Krakau verließ, und da er noch in Mähren von einem Trupp seiner Anhänger eingeholt, und dringend um Rückkehr gebeten ward, statt aller Antwort das Bild der Prinzessin von Condé hervorzog und ausrief: „Es ist der Liebe Allmacht, die meine Rückkehr nach Frankreich fordert; denn nur glühend ver-

mag dies Herz der Geliebten und dem Freunde zu schlagen."

Sorgend vernahm Katharina diese Kunde, und die Nachricht, wie Heinrich in ihre ihm heimlich gemachten Vorstellungen, daß sein Vortheil es erfordere, eine Prinzessin von Schweden auf den französischen Thron zu erheben, nur scheinbar eingegangen sei, um während dieser Unterhandlungen desto eifriger die Trennung der Ehe der Prinzessin von Condé zu bewirken, zeigte ihr die Größe der Gefahr, die ihrer Macht drohte.

Ward Maria von Cleves die Gattin Heinrichs, so mußte es ihr ein Leichtes sein, ihren Gemahl unbedingt zu beherrschen, und wenn die liebenswürdige Sanftmuth der Prinzessin, die innige Anhänglichkeit, welche sie der Königin weihte, auch Katharinens Einfluß zu sichern schien, so kannte die weit sehende Fürstin zu wohl die Gewalt, welche die beiden Schwäger der Prinzessin, die Herzoge von Guise und Nevers, sich erringen konnten, sobald Maria Königin war, um nicht vor ihren Folgen zu zittern.

Zu verworfen waren Katharinens Thaten, als daß nicht ein Herz, dem die Tugend und Mensch-

lichkeit, troß der Verirrung der Leidenschaft, das eigentliche Element seines Daseins waren, sich auf ewig von ihr abwenden mußte, sobald der Schleier sich lüftete, der sie verbarg. Es galt den Vortheil der Herzoge, wann Maria das Ziel erreicht hatte, nach welchem sie strebten, diesen Schleier zu heben, und die Bande zwischen ihr und der Königin zu zerreißen. Wie würde Maria, die ein gleichzeitiger Schriftsteller so charakteristisch „ganz Güte und Schönheit" nennt, wie würde sie vertrauend an Katharinens Brust geruht haben, hätte sie die Tiefe der Verworfenheit gekannt, welche sie unter so glänzender, liebenswürdiger Außenseite barg? Zurückschaudernd wäre sie erbebt, und ihres Gatten Brust mit gleichem Widerwillen erfüllend, wäre die Macht Katharinens über ihn, und mit ihr das einzige Glück ihres Lebens, dem sie so rücksichtslos zahllose Tausende opferte, ihre Herrschaft, vernichtet gewesen.

Dies Alles übersann, mit finsterm dunklen Blicke vor sich hinstarrend, die herrschsüchtige Mediceerin, und das leise Wohlwollen, das auch in dieser selbstischen Brust der Fürstin gewinnende Anmuth geweckt hatte, bald dem eigenen Vortheil opfernd, ward Mariens Geschick unwiderruflich bestimmt.

Den Blick nur auf den Scepter, der in ihrer Hand wankte, festhaltend, schritt Katharine, leicht des Schauders Herr werdend, der sie einen Augenblick unwillkürlich erbeben ließ, zur Ausführung ihrer finstern Pläne.

So sehr die Boten Katharinens im Aeußern fortfuhren, den rückkehrenden Monarchen zur Eile zu treiben, so wußte die schlaue Fürstin durch heimliche Schlingen dem leichtsinnigen Heinrich überall hemmende Hindernisse in den Weg zu legen. Kaum hatte Heinrich sich den Festen entzogen, womit man ihn in Wien ehrte, und betrat den italienischen Boden, als die geheimen Emissarien Katharinens den leicht zu verlockenden Fürsten in eine Reihe taumelnder Ergötzlichkeiten verwickelten, welche die Tage der Trennung, deren Augenblicke Maria von Cleves mit heißer Sehnsucht zählte, zu Wochen, ja zu Monden ausdehnten.

Während der im Sinnenrausch der Hoheit schwelgende Fürst auf der schönsten Gondel, welche Venedigs kunsterfahrne sybaritische Großen je bemannen

ließen, auf asiatischen Polstern gelagert, bedient von hundert Söhnen der edelsten Häuser der Republik, die es ihres Standes nicht unwürdig achteten, die Pagen eines fremden Fürsten darzustellen, begleitet von dem Jubelgesang, der aus zahllosen Gondeln erscholl, als Triumphator auf dem adriatischen Meere schwamm, des ehedem so stolzen Senats geschmeidige Nachgiebigkeit mit verschwenderischen Geschenken belohnend, sah Maria von Cleves die lichten frohen Hoffnungen, welche berauschend ihr mit der Rückkehr des ehemaligen reinen Glücks ihrer Brust geschmeichelt hatten, sich allmählig immer düsterer trübend, dem Erlöschen nahe.

Zwar brachte jeder Tag Worte und Gaben der Liebe des zögernden Heinrichs; doch deutete nicht eben jene Zögerung das Erlöschen der Gefühle, denen die Fürstin Alles geopfert? die mit jedem Augenblick ihre eigene Brust heftiger durchglühten, je banger die Furcht, es könne Heinrich darin wanken, in ihrem Innern erwachte, und die ihr stets nahen bleichen Furien der Reue lebendiger weckte, je weniger die täglich mehr schwindende körperliche Kraft Mariens die arme Geopferte aufrecht zu halten vermochte.

Und sichtlich schwand diese Kraft. Die holde

Blüthe, so herrlich entfaltet, noch eben zur prangenden Rose in unnachahmlichem Reiz sich erschließend, welkte plötzlich, vom Hauche eines giftigen Südwinds angeweht, dahin. Täglich deutlicher ward die Zerstörung des vollendetsten Werks der Schöpfung; finster schweigend verordneten die Aerzte Hülfsmittel, deren Unwirksamkeit sie vorhersahen; scheu zog sich die Schar der Höflinge aus den Vorgemächern zurück. An die aufgehende Sonne hatten sie ihre Hoffnungen geknüpft, was konnte ihnen die untergehende sein?

Einsamer wurden die kurz zuvor so drängend angefüllten Räume. Selbst Margarethe von Valois, leicht ermüdet von dem Ton der Klage, vielleicht auch nur zu wohl ahnend, woher das Leid Mariens stamme, und eben deßhalb um so mehr der Geopferten Anblick fliehend, weil selbst diese Brust, die späterhin nicht vor ähnlichen Verbrechen zurückschauderte, doch hier erbeben mußte, selbst sie betrat nur selten das Gemach Mariens. Und ihr folgend floh der bunte Schwarm der gaukelnden Freude und alle Täuschungen des Wahnes das Lager der Fürstin.

Nur die Königin Katharine blieb der Leidenden zur Seite. Jeden Augenblick, den die Reichsge-

schäfte ihr ließen, weihte sie ihr. — Wollte sie ihres Opfers sicherer sein, oder war es eine Art von Menschlichkeit, welche der rettungslos Verlornen mindestens die Täuschung gönnte, daß die Sorge der Liebe sie schützend umgebe?

Aus ihrer Hand empfing die Fürstin jede Speise, jedes Arzneimittel; an ihren Busen gelehnt schlummerte sie oft den matten erschöpfenden Schlaf, der lähmender ihre Kräfte verminderte, und drückte mit kindlicher Zärtlichkeit die Hand an ihre Lippen, die den perlenden Angstschweiß von der bleichen Stirn trocknete.

Dem Rathe der Königin folgend, hatte Maria den Anfang ihres Unwohlseins ihrem Geliebten verhehlt, ihm nicht Besorgnisse zu erwecken, die, schmeichelte Katharina, vorüber sein würden, ehe der Brief den König erreichte. Als nun die Krankheit stieg, und der Erschöpften kaum noch verstattete, wenige Zeilen täglich abzusenden, da war es eben dennoch Heinrichs unbegreifliche Zögerung, ja sein geringes Beachten ihrer Klagen, die, der Reue Stacheln immer tiefer drückend, folternd den Schmerz ihrer Seele, fast das Weh ihres Körpers übersteigen ließen. Sie ahnete nicht, daß die Königin, ihre

Briefe verfälschend, ihrer Krankheit kaum darin erwähnte, damit nicht eine zu frühe Rückkehr des Königs, vielleicht seinen Verdacht erweckend, sie um die Früchte ihres gräßlichen Thuns brächte.

So lag einst Maria, nachdem die Königin sie verlassen hatte, und ihre süß beschwichtigenden Worte nicht mehr in ihr Ohr drangen, in Schmerz verloren auf ihrem Ruhebette, als ihre erste Kammerfrau leise herbeitrat und ihr zuflisterte: „Seid getrost, meine theure Gebieterin. Laßt die Hoffnung in Eure Brust zurückkehren; ich weiß gewiß, der König naht.“ — „Er naht, sagst Du?“ rief die Auflebende, deren bleiches Antlitz ein schwaches Roth der Freude verklärte.

„Gewiß, gewiß, gnädigste Frau!“ flisterte die treue Dienerin. „Fürchtend, daß die Königin Mutter, aus zu großer Sorge, den König zu beunruhigen, ihm den Zustand meiner hohen Gebieterin verheimliche, habe ich an den Marquis von Guast geschrieben, und gewiß, binnen wenigen Tagen seht Ihr den König zu Euren Füßen.“

„Aber hat er nicht meine Briefe,“ klagte Maria, „und zeigt er wohl bei allen Betheurungen seiner Liebe die geringste Theilnahme?“ — „Eben deß=

halb," entgegnete die Vertraute. „Grübeln soll meine Fürstin nicht, nur hoffen und vertrauen, und eben deßhalb auch mir fest versprechen, von keiner, keiner andern Hand, als der meinigen, künftighin Speisen und Arzneimittel zu nehmen. Ja, kniend beschwöre ich meine Gebieterin, gleich jetzt hier diesen Trank zu empfangen, den ihr treu meinender Arzt, der wackre Beaupré, ihr sendet."

Von kaltem Schrecken ergriffen starrte Maria ihre Dienerin an. „Ich verstehe den geheimen Sinn Deiner Worte," sagte sie endlich. „Du glaubst, daß die Rache meines Gemahls mich ereilt? Aber nein, er ist zu edel, unfähig so heimlich schleichenden Verraths! und welche andre Hand —"

„O forscht nicht, grübelt nicht. Seht in meiner Bitte nur die Angst einer Dienerin, die Euch liebt. Folgt mir, und vor Allem verschweigt den Schritt, den ich gethan, der mir die Ungnade der Königin bringen und, was ich mehr als Alles scheue, mich von Euch entfernen könnte."

Maria, Gelobung ihrer Bitte verheißend, empfing jetzt den ihr dargebotenen Trank, und die sanfte Ruhe der Nacht, die ungewohnte wohlthuende Empfindung, welche am nächsten Morgen ihr ganzes Wesen be-

lebte, vermehrte nur ihr Vertrauen auf ihre Dienerin. Wichtige Geschäfte, welche Katharinens Aufmerksamkeit fesselten, und sie zu einer kurzen Abwesenheit zwangen, ließen einige Tage den wachsamen Freunden der Fürstin ziemlich freie Hand. Beaupré's wirksame Mittel hemmten siegreich das verwüstende Treiben des Todes, und fast aufblühend flog die entzückte Maria am Abend des 30. Octobers 1574, des sechsten Tages der Abwesenheit der Königin, der Rückkehrenden entgegen, ihr Uebermaß des Glückes mit der mütterlichen Brust zu theilen.

„Er kommt, er kommt,“ rief sie jubelnd, „mein König, mein Geliebter, Euer Sohn. Treu seinem Worte, seiner Liebe, kehrt er zurück, und in seiner Hand bringt er, als herrlichste Gabe, die Auflösung des verhaßten Bandes, welches uns trennte, die Einwilligung des Papstes zu unserer Vermählung.“

Erstaunt blickt Katharina die Schwärmende an, da fliegt Maria zurück, und ruft, auf den Marquis von Guast deutend, der ehrfurchtsvoll das Knie vor der Königin beugt: „Seht, theure verehrte Mutter, den heilbringenden Boten des Glücks.“

Ein vernichtender Blitz des Zorns sprüht aus

den dunkeln Augen Katharinens auf den Marquis. Doch schnell verhüllt die gewohnte Verstellung wieder die Ueberraschung der Königin. Eingehend in die schwärmende Freude Mariens, forscht sie, woher die so plötzlich beschleunigte Rückkehr des Monarchen, und das überströmende Entzücken der Fürstin öffnet rücksichtslos dies nur zu weiche Herz.

Sie rühmt die Treue ihrer Dienerin. Unfähig, diejenige, von welcher sie sich mütterlich geliebt glaubt, zu beargwohnen, ist es ihr eigener Mund, welcher der Königin die bangen Vermuthungen der Treuen, wie die neu belebende Hülfe, die ihr geworden ist, verkündet. Mit der lebhaftesten Theilnahme, und allen Zeichen der Angst und Bestürzung hört Katharina den Bericht; auch ihre Lippen nennen den Prinzen von Condé, und preisen die seltne Güte Mariens, die den Ketzer so schwerer Unthat nicht fähig halten will.

Aber jetzt wachsende Sorge und Furcht äußernd, beschwört die Königin Marien, von der zu großen Erschütterung sich zu erholen, bald sich auf ihr Lager zu begeben. Sie fordert des Marquis Beistimmung, ob sich nicht alle Zeichen der höchsten Erschöpfung bei ihr zeigen, und obwohl der Marquis mit fest auf

die Königin gerichtetem Auge erwiedert, „nicht die Freude sei es, deren Einwirkung er hier fürchte," doch sieht sich endlich Maria genöthigt, den dringenden Bitten der Königin nachzugeben, und, bereit an ihrem Arme das Zimmer zu verlassen, reicht sie dem Marquis die Lilienhand und sagt:

„So eilt, Marquis, meinem Herrn entgegen, sagt ihm, daß Marie seiner geliebten Nähe bedarf, um ihres neu geschenkten Glückes in seiner ganzen Fülle bewußt zu werden. Sagt ihm, nur an seiner Liebe würde das matte Leben dieses Herzens sich zur neuen Flamme gestalten."

Und dahin schwand die noch immer so namenlos reizende Gestalt, welche der trügerische Schimmer des Glücks noch einmal verschönernd umschwebte. Lange sah der Marquis der Fürstin nach. Er, der schonungslose Verächter aller Weiber, eingeweiht in alle Sittenlosigkeit der damaligen Welt, er hatte nicht ohne innern Schmerz die Einzige, deren ernster Widerstand gegen die zahllosen Versuchungen, mit welchen Heinrichs Leidenschaft sie umgarnte, seine Achtung errang, dem hohen Ruhm unbefleckter Würde entsagen sehen. Jetzt ergriffen von der Zerstörung der köstlichen Blüthe, nur zu gewiß die Hand ahnend, welche

die Wurzeln des schönen Lebens zu untergraben drohte, sie rettungslos eben in diese Hand gegeben zu sehen, dies Alles lastete mit Centnergewalt auf seinem Herzen.

Entschlossen, den König noch mehr zur Eil' zu beflügeln, eilte er in seine Wohnung, seine Abreise möglichst zu beschleunigen. Aber hemmend traten ihm tausend Hindernisse in den Weg. Briefe der Königin sollte er erwarten, Zudringliche, den Liebling des Monarchen mit Bitten aller Art bestürmend, Alles hält, Alles fesselt ihn.

Während so die Nacht herabsinkt, ist Maria von Cleves, von ihren Frauen entkleidet, auf ihr Lager gebracht. Schon schlummert sie, und süße Träume des Glücks entschweben der leichter athmenden Brust. Da weckt sie ein flisternder Ton, und mit der Bitte, noch zur Nacht den erquickenden Trank zu genießen, welchen der thätige Beaupré für sie bereitet habe, bietet eine Hand ihr denselben dar. Von Müdigkeit befangen, will Maria trinken, da scheucht ein widriger Duft, welcher dem Becher entsteigt, den Schlaf von ihren Augen. Sie blickt auf und sieht, nicht ihrer treuen Eleonore, sieht Benigna's Angesicht, deren unangenehme Gegenwart die Königin, als kundige Krankenpflegerin, ihr schon lange aufgedrungen hat.

Die Fürstin weigert sich, den Trank aus dieser Hand zu nehmen, und fordert Eleonoren herbei. Vergebens entgegnet man ihr, daß die Treue nach langer Erschöpfung in dieser Nacht ruhen muß; die Fürstin erklärt, nur von ihr die Arznei empfangen zu wollen. Da tritt endlich in den innern Raum der rauschenden Vorhänge Katharine, und fragt, ob ihre geliebte Tochter aus der Hand der Mutter, die sorgend an ihrem Lager wache, den beruhigenden Trank empfangen will, der ihr so nöthig ist, ob sie selbst ihn ihr credenzen soll, um jeden Argwohn zu entkräften, und hebt den Becher zu ihren Lippen.

Aber vertrauend neigt die holde Maria ihr Haupt an Katharinens Brust, und liebkosend die Hand mit ihren Lippen berührend, welche ihr den Becher beut, leert sie ihn ohne Zögern, und senkt das müde Haupt auf ihr Lager zurück. —

Endlich hat der Marquis Alles beseitigt. Er besteigt sein Roß, und von seinem kleinen Gefolge begleitet, reitet er in die Nacht hinein. Der Octobersturm sauset wild tobend durch die öden Straßen, da erhellt plötzlich Fackellicht die tiefe Finsterniß. Der Marquis stutzt, was kann sich zu dieser späten Stunde (schon wechselte die zweite Nachtwache) nach dem

Louvre begeben, wohin der Zug der Fackeln sich lenkt. Näher schwankt der Zug. Es sind Geistliche, herbeigerufen, einem Sterbenden die Sacramente zu reichen. Ein ahnendes Entsetzen durchzuckt den Marquis. „Wer ist's, wer bedarf Eures letzten Trostes, ehrwürdige Väter?" ruft der Marquis, das bäumende Roß vor den fackeltragenden Chorknaben mühsam zügelnd, und, „Maria von Cleves, Prinzessin von Condé," tönt es, die gräßliche Ahnung seines Herzens bestätigend, in sein Ohr.

Dem Zuge folgend, betritt er das fürstliche Schlafgemach, wo, umgeben von ihren Dienerinnen, die Vollendete ruht. Der Beichtiger der Königin, welcher der so plötzlich dahin Scheidenden den letzten Trost der Kirche ertheilt hat, kniet an ihrem Lager, und mit ihm einen sich jetzt die zu spät herbeigerufenen Mönche, die feierlichen Gebräuche zu erfüllen. Scheinbar in Schmerz aufgelöset tritt die Königin dem Marquis entgegen; doch ohne ihres sichtlichen Erschreckens zu achten, schreitet er entschlossen zu der Leiche hin, in den Zügen der so plötzlich Geopferten die Bestätigung seines Argwohns zu lesen.

Schon berührt seine Hand das Tuch, welches die vielleicht grausend entstellte, einst so reizvolle Für-

stin birgt, schon schwebt ein Laut des unterdrückten Schreckens von Katharinens bleichen Lippen, wenn sich ihr höllisches Thun diesen Augen entdecken sollte, da tritt vor des Marquis Seele plötzlich der Gedanke, welch ein Elend diesem heiß glühenden Herzen an König Heinrichs Seite bereitet worden wäre, und leise niederkniend, die bleiche Hand der Todten ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührend, gelobte er sich, die Ruhe der Hingeschiedenen ehrend, ihrem Grabe keine neuen Verbrechen entkeimen zu lassen, und verließ, ohne die zagende Königin eines Blicks zu würdigen, das Gemach.

Aber nicht umsonst hatte Katharina gezittert! Schlau die längst beschworne Rache Margarethens unterstützend, fiel Guast, bald nachher ermordet, ein Opfer ihres vereinten Hasses.

Ein Donnerschlag war für den König, der auf den Flügeln der Sehnsucht herbeieilte, die Nachricht des Todes Mariens. Zu Boden gestürzt, allen Aeußerungen des unmäßigsten Schmerzes allein sich hingebend, versagte er sich alle Nahrung. Erst nach drei Tagen vermochten die Bitten seiner Umgebungen ihn, einige Speise anzunehmen; doch im schwarz bekleideten Zimmer, überall von Sinnbildern des Todes

umgeben, nur mit Mariens Bild beschäftigt, schien er für nichts weiter noch Sinn zu haben.

Aber als nach acht Tagen einer seiner Lieblinge der Fürstin Bild ihm kühn entwandte, und seinen lauen Befehlen, es zurückzugeben, widerstand, da vergaß Heinrich die Geliebte so gänzlich, daß er schon am Tage darauf neue Feste anordnete, und mit gewohnter Ausgelassenheit ihnen beiwohnte. Ja des hohen Grads seiner Leidenschaft sich schämend, sah er es nicht ungern, wenn seine Höflinge dies so spurlos verschwundene Gefühl der Zauberei Schuld gaben.

Ein zweideutiges Zeichen der Erinnerung nur gönnte er späterhin ihrem Andenken. Als der Cardinal von Bourbon, in dessen Abtei die Fürstin beigesetzt war, Heinrich III. zu einem Feste einlud, so verlangte er, daß man vor seiner Erscheinung daselbst den Körper Mariens von dort entferne, und anderswo beisetze.

Aber gerechter und billiger hat die Mit- und Nachwelt dem hohen Werthe der holden Fürstin Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn jede edle Brust es doppelt tief betrauert, daß so viel Reiz und Hoheit die angeborne Würde nicht vollkommen fleckenlos erhalten konnte, so gedenkt sie entschuldi-

gend der tiefen Verworfenheit, welche die zarte Himmelsblume umgab, mit ihrem giftigen Hauche den reinen Spiegel ihrer Seele zu beflecken suchte, bis sie endlich, schonungslos geopfert, dahin sank.

Alle Dichter des Hofes, ja des ganzen Frankreichs, beeiferten sich, den Ruhm der Hingeschiedenen durch ihre Gedichte zu erhöhen. —

Schwülstig und übertrieben, wie der Geist ihrer Zeit, der einfachen Anmuth Mariens so entgegen, klingt ihr Lob; deßhalb begnüge ich mich, die einfacheren Zeilen Passerats diesen ihrem Andenken geweihten Blättern beizufügen:

Celle qui git ici, n'avoit point de seconde
En vertus, en beauté, en graces, en honneur;
Et pour dire en un mot ce qu'elle eut de bonheur,
Cy gissent les amours et les graces du monde.

Die Gründung der St. Christophs-Brüderschaft am Aarlberg in Tyrol.

Am ersten Pfingstfeiertage des Jahres 1385 schritt der stattliche Freisasse, Steffan Jekyll, von der blühenden Alp, an welcher seine wohlhabende Meierei gelegen war, hinab in das Dorf Kempten, dem Gottesdienst in der Kirche desselben beizuwohnen, zu welchem Zwecke alle Bewohner dieser rauhen Gegend des Ober-Innthals sich dort versammelten. Größer als sonst war das Gedränge der Herbeiströmenden, da der oft in jenen Gegenden zehn Monat dauernde Winter auch diesmal erst seit wenigen Tagen milder geworden war, und die noch mit Schnee und Eismassen angefüllten Bergpässe den Weg zum Hauptorte Imbst nicht nur ungangbar machten, ja eben die mildere Luft verschüttende Lavinen und herabstürzende Eismassen,

dem Wanderer vernichtend, befürchten ließ. Mit frohem Sinn um sich schauend, folgte dem ernst und würdig einherschreitenden Jäcklein ein kräftiger, kecker Bursch von siebzehn Jahren, dessen treue, blaue Augen muthig leuchtend in die Welt hineinblitzten, während das freundliche gutmüthige Lächeln um den fröhlichen Mund das kecke Feuer derselben gar wunderbar oft zum tiefen wehmüthigen Gefühl umzugestalten schien. Auch war es eben die kühne, nichts scheuende Entschlossenheit, die den Jüngling den gefährlichsten Sprung, die muthigste Gemsenjagd wagen ließ, mit jener weichen Theilnahme vereint, die ihn zum Beschützer jedes Leidenden machte, die den Knaben, Heinrich Findelkind genannt, nicht nur zum Liebling seines Herrn, sondern des ganzen Gaues erhob.

Zum ersten Mal so hoher Ehre gewürdigt, trug an diesem Pfingstmorgen Heinrich dem stattlichen Tyroler Freisassen das Schwert zur Kirche nach, und recht inniger Dank wallte in seinem Herzen gegen die Vorsehung auf, die ihm, dem halb erstarrten, verstoßenen Findelkind, einen so biederen, väterlich gesinnten Gebieter finden ließ. Immer heller klangen die festlichen Feierglocken in seine Ohren, immer seli-

ger erfüllte das Bewußtsein, heut zuerst des hohen Genusses des Abendmahls gewürdigt zu werden, seine junge Brust, und immer höher hinauf zu den Himmeln, auf dem Gefieder der laut jauchzenden Frühlingssänger, schwebte seine jugendliche Phantasie. Da plötzlich, als sie hinabgestiegen waren von der schroffen Höhe, und eintreten wollten in das liebliche Thal, das, vom Felsen vor dem Nordwind geschützt, schon blühend und grünend den Tempel des Herrn umschloß, wohin von allen Seiten die Waller zogen, manch frommes Heiligenbild verehrend, manchen Kranken sorgend tragend, daß auch ihm die Wohlthat des kirchlichen Gottesdienstes werde, da hemmte ein Zug ihren Weg, der, aus einer nahen Felsschlucht hervordringend, auf einigen in Eile geflochtenen Bahren mehr als einen Leidenden herbeizubringen schien.

Staunend trat Herr Jäcklein zu den schwer Belasteten heran, und vernahm wie der seit wenigen Tagen wehende Südwind plötzlich die Eisdecke geschmolzen habe, welche seit dem Herbste, wo der Sturm so jäh mit dem Schnee der Lavinen die umliegenden Bergschluchten füllte, jeden Zugang versperrte. Sich den Weg zu verkürzen, wagten die kühnen Bergbewohner sich in die kaum wieder geöff-

neten Schluchten, obwohl die meisten noch durch die wild überströmenden Waldbäche ungangbar waren.

So schritten die rüstigen Männer über Fels und Eis kühn dahin, bis sie plötzlich in einer Vertiefung des Hohlweges, wo die nah sich zu einander beugenden Felsen schon fast allein die Wölbung vollendeten, ohne daß die Eismassen sie zu schließen erforderlich waren, eine Gruppe von sieben Leichnamen fanden; Reisende, denen die jäh herabstürzenden Lavinen den Ausgang versperrt und sie hier rettungslosem Tode geweiht hatten. Diesen Unglücklichen ein Begräbniß in geweihter Erde zu gewähren, hatten sie bereitwillig alle Kraft aufgeboten, sie aus der Felskluft, wohin schon mancher gierige Raubvogel den Weg gefunden hatte, nach dem nahgelegnen Pfarrorte zu schaffen.

Besonders hatte ein eng verbundenes Paar, nach der besseren Kleidung zu urtheilen, die Gebieter der Uebrigen, das im Todeskampf sich umschlingend, eines an des andern Brust das Leben ausgehaucht hatte, die rauhen Waldbewohner wunderbar ergriffen, mit scheuer Ehrfurcht, nicht wagend zu trennen, was so unauflöslich verbunden schien, hatte man beide Kör-

der auf eine Bahre gelegt, welche den trüben Zug eröffnete.

Seltsam erregt hörte Heinrich die traurige Kunde; fast unwiderstehlich riß es ihn hin, einem der Träger dieser gewichtigeren Last seine Bürde abzunehmen, und mit einer unerklärlichen wehmüthigen Freude, die Bahre auf seine jugendlich rüstigen Schultern zu schwingen.

Ermuthigt durch den kräftigeren Beistand, schritten jetzt die Träger vor und bald war man auf dem Kirchhofe zu Kempten angelangt. In Haufen drängten sich die zahlreich Versammelten um die Ankömmlinge und der traurige Anblick der erstarrten Leichen, welchen die Raubvögel die Augen ausgefressen, und die Gesichter zerfetzt hatten, erfüllte Alles mit schauderndem Grausen. Auch Heinrich wandte tief ergriffen sein Auge ab, und heftete es mit bangem Vorgefühl auf das fest verbundene Paar, von welchem man so eben den verhüllenden Mantel, der sie bedeckt hatte, hinwegnahm.

Die krampfhaften erstarrten Arme, welche in enger Umschlingung zuvor das Antlitz der fest Verbundenen verbargen, hatten sich durch die Erschütterung des Tragens, vielleicht auch durch den Einfluß

der südlicher wehenden Luft gelöset; noch immer zwar ruhten Beide Arm in Arm, aber die eisige Erstarrung des Todes schien in milden Schlummer übergegangen zu sein; allmählig zurückgesunken, waren jetzt die edlen Häupter der Hingeschiedenen dem Auge nicht mehr verhüllt; ernster Friede thronte auf den schönen Zügen, und wie die treue Brust, an welcher sie starben, sie gegenseitig vor den Verunglimpfungen beschützte, welche ihre Begleiter trafen, schien es als habe das süße Bewußtsein, daran zu enden, ihrem Tode die Bitterkeit genommen. Ein kleines silbernes Crucifix, welches die Hand der weiblichen Leiche fest umschlossen gehabt hatte, fiel jetzt plötzlich zu Heinrichs Füßen, der es mit scheuer Ehrerbietung aufhob und sinnend betrachtete.

In seltener Schöne mußten einst beide Todte geprangt haben, das kündete sich noch jetzt deutlich an, obwohl sie schon über die erste Blüthenzeit hinaus gewesen waren.

Die kalte Eisluft, welche urplötzlich hemmend ihr kräftiges Leben erstarren ließ, hatte ihnen gleichsam noch den Schein desselben gegönnt, so daß es fast Mühe kostete, sich zu überzeugen, daß hier wirklich Alles rettungslos dem Tode anheim gefallen sei.

Mehr als alle Andere von diesem trüben Anblick ergriffen, stand Heinrich und schaute die edlen Züge an, die, für die Welt auf ewig verstummt, mit unverständlichen aber tausendfachen Stimmen zu seinem Herzen sprachen. Da nahten sich die Geistlichen aus dem nah gelegenen Kloster, welche heut den Gottesdienst in Kempten verrichten wollten. Tief gerührt umgaben Alle die Bahren und das Gebot des Abts hieß sie vor den Altar tragen, um dort die heilige letzte Weihe der Kirche zu erhalten. Heinrichs Beispiel nachahmend, hoben drei andere rüstige Bursche mit ihm die Bahre mit den vereinten Liebenden auf, und schritten langsam in die Kirche. Da hörte Heinrich dicht neben sich einen alten Mann sagen: „Hätten wir hier zu Land ein Pilgerhäuslein auf dem Aarlberg, wie es hüben im Schwyzerland auf dem St. Bernhard vorhanden ist, da möchte der edle Herr dort und seine zarte Hausfrau sich wohl der Rettung haben erfreuen können!“

Und wie des Blitzes Strahl den schlummernden Feuerstoff in der Tiefe zu zünden vermag, so entflammte dieses Wort die hoch erregte Brust des Jünglings. Immer heller, immer klarer ward ihm, wonach seine Seele dürste, was fortan einzig der Leit=

stern seines Lebens sein würde. Langsam perlten ihm Thränen über die glühende Wange, als die feierliche Bestattung der Leichen noch an demselben Abend vollzogen und die verunglückten Wanderer, das treue Paar ungetrennt, in den schnell gezimmerten Särgen der Erde wiedergegeben wurden. Heinrich, an der Spitze der andern Jünglinge, hatte wacker dazu mitgewirkt, und willig hatten Alle die sonst üblichen Festtagsspiele diesem frommen Werke der Milde geopfert. Als nun das Begräbniß vollendet war, die scheidende Sonne ihre letzten Gluthstrahlen verklärend auf die ewigen Eismassen warf, die, rings den Horizont umschließend, in durchsichtigem Rosenschimmer strahlten, das letzte Ave verklang und ein tiefes wehmüthiges Mitgefühl die zahlreiche Versammlung verstummen ließ, da plötzlich erhob sich in wunderbarer Kraft Heinrich, der Jüngling, der bisher mit scheuer Ehrfurcht nie vor den versammelten Aeltesten die Stimme zu erheben vermochte.

Vom Flammeneifer durchglüht, hielt er das silberne Crucifix hoch empor und schwor bei diesem heiligen Zeichen, sein ganzes Leben der Rettung unglücklicher Reisenden zu weihen. „Nein," rief er, „diese heiligen Höhen, auf denen wir der Gottheit näher als

die andern armen Erdenpilger wohnen, sie sollen nicht länger verderblich, todtbringend dem armen Wanderer drohen. Funfzehn Gulden ist meine ganze Habe; mit ihnen, im Vertrauen auf Gott und den heiligen Christoph, beginne ich das Werk und baue auf den Herrn, der im Schwachen mächtig ist. Eine Hütte will ich errichten auf der Spitze des Gebirges, und sobald der Sommer flieht, von Morgen bis wieder die Sonne anbricht, stets wachsam und rüstig umherlugen, daß nie wieder gleiches Unglück sich ereigne, und das Heil, welches dem Tode dieser Märtyrer entblühen wird, sei der Segen ihres Andenkens. — Auf die Hostie, die ich heut zuerst genossen, habe ich geschworen, mein Leben diesem Zwecke zu weihen! Gott, St. Christoph und die heilige Jungfrau mögen mir beistehen!"

Ergriffen hörte die Menge des heldenmüthigen Jünglings Vorsatz. Mit dem Segen der Kirche weihte der gegenwärtige Abt sein Unternehmen, aber Niemand war es, der ein so gewagtes, thöricht erscheinendes Beginnen theilnehmend unterstützte. Selbst Herr Jäcklein, der ungern den wackern rüstigen Knecht mißte, schüttelte gar unwillig das Haupt, als Heinrich, seinem Worte treu, bei Annäherung des Herb-

stes mit seinen funfzehn Gulden, die er in zehn Dienstjahren sauer erspart hatte, hinzog, zu thun wie er gesagt hatte.

Aber nichts machte den festen Entschluß des Jünglings wankend. Auf der gefährlichsten Höhe des Aarlberges, wo die grausenvollsten Schlünde sich befanden, aber auch die Wege sich nach allen Richtungen durchkreuzten, da errichtete sein kräftiger Arm bald eine Hütte, ohne alle weitere Bequemlichkeiten, freilich, aber doch ein Obdach, welches einen wärmenden Herd dem erstarrten Wanderer darbot. Spärliche Kost und einige grobe wollne Decken, dazu waren die funfzehn Gulden Heinrichs angewendet worden; er selbst gestattete sich kaum die nothdürftigste Nahrung und sorgte nur, daß einige starke und kluge Spürhunde, welche ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen begleiteten, zu seinem wohlthätigen Zwecke kräftig genährt wurden. Mit neugierigem Staunen suchten zuweilen seine ehemaligen Spiel= und Jagdgefährten den einsamen Siedler auf, dem bald die Rettung mehrerer Personen gelungen war, die er, schon fast dem Untergang geweiht, aus der Schneehülle gegraben hatte. Denn sobald wilde Stürme die leicht beweglichen Flocken stöbernd erschütterten,

ließ er das helle Glöcklein am Giebel der Hütte laut erklingen, den Wanderern den Weg zur Rettung zu zeigen, und sank die Nacht herab, dann schritt er getrost, Hacke und Schaufel auf dem Nacken, die hörnerne Leuchte in der Hand, von seinen Hunden begleitet, hinaus in die Nacht, im Vertrauen auf Gott und den heiligen Christoph, keine Gefahr scheuend, wo es galt, Menschenleben zu retten. —

Allmählig entzündete sein Beispiel einige der Jünglinge der Umgegend zur Nacheiferung, und als der December und mit ihm die wild tosenden Orkane herannahten, übernachteten stets zwei rüstige Gemsenjäger abwechselnd in der Klause, im Fall der Noth Heinrich beizustehen, und viel Gaben der Milde der benachbarten Bergwohner vermehrten reichlich die Lebensmittel und Vorräthe des jungen Klausners.

So war das Weihnachtsfest des Jahres 1385 herangekommen und die kalte aber ruhige Witterung hatte dem wackern Heinrich gestattet, hinabzusteigen gen Kempten, dort dem Gottesdienste beizuwohnen, und recht freudigen Herzens der Gemeinde den Bericht abzustatten, wie ihm schon die Rettung von sieben Menschen gelungen sei, wofür er im stillen Gebet

an der Gruft des ihm so werth gewordnen Paares dem Himmel dankte. —

Ehrende Achtung zollten die rauhen Bergbewohner dem wackern Jüngling und fast entspann sich ein Wettstreit, wer ihn heim begleiten sollte, als am Abend des zweiten Tages plötzlich der Wind umsprang und die wetterkundigen Gebirgsbewohner nahen Sturm vorher verkündeten.

Unerschrocken aber wanderte Heinrich, diesmal von drei Gefährten begleitet, nach der Hütte zurück, reichliche Vorräthe auf viele Tage, ja sogar eine Flasche starken Weines, von dem Abt gespendet, mit heimwärts bringend. Kaum waren sie angelangt, als der Föhn, wie die Gebirgsbewohner den wirbelnden Sturm nennen, der so oft furchtbar auf ihren Höhen erwacht, losbrach, und bald genug der Donner herabstürzender Lavinen drohend in die Ohren tönte.

So furchtbare Nacht hatte noch keiner der Gefährten Heinrichs, ja er selbst nicht in dieser Einsamkeit verlebt; aber er verzagte nicht. Klüglich die bange Stimmung seiner Freunde schonend, gebot er dem Einen, sorglich das Feuer zu unterhalten, dem Andern, die Glocke in fortdauernde Schwingung zu setzen, und wollte allein mit seinen Hunden in die Nacht

hinaus, als der dritte der Jünglinge, sich ermannend, fest darauf bestand, ihn zu begleiten und so, in freudigem Muthe die Hände in einander schlagend, Beide rüstig Sturm und Nacht Troß boten.

Grausend heulte der Föhn, rollten die donnernden Lavinen hinab, vorsichtig schritten die Jünglinge vorwärts und die kleine Glocke, welche sie mitgenommen hatten, tönte nur schwach durch das Brausen des Sturmes, wie troß aller Sorgfalt, mehr als einmal das Licht ihrer Laterne, dem Erlöschen nahe war. Noch zeigte sich keine Spur, daß Wanderer hier geweilt hätten. Stumm schnuppernd schlichen die Hunde einher, und schienen mit gesenkten Ohren und Schweif sich zurückzusehnen nach dem heimathlichen Herde. Kaum war noch der ferne Schall der Hüttenglocke zu vernehmen, immer wilder ward das Wetter, dessen Grauen herabströmende eisige Schloßen vermehrten. Da konnte Heinrichs Gefährte die Mahnung zur Rückkehr nicht länger unterdrücken, und selbst Heinrich willigte ein, ihr Forschen zu enden, wenn sie noch die Klüfte, welche westlich nach Helvetiens Grenze zu gelegen waren, untersucht hätten. Hierher wandten sie jetzt ihre Schritte, und es schien, als wolle die Natur ihrer Absicht hülf-

reich sein. Einige Augenblicke mäßigte sich der Sturm, die Schloßen hörten auf, verwundend auf sie einzustürmen, der Mond brach sich Bahn durch das zerrißne Gewölk und beleuchtete grell die wilde aber große Umgebung. Sie standen auf einer schmalen Felsenmauer, die von der einen Seite an einen unermeßlichen Abgrund grenzte, während auf der andern eine Schlucht voll jäher hoher Klippen, in grauenvoller Verwüstung, als habe eine Erderschütterung die Steinmassen aus ihren Fugen gerissen, sich dem Auge darbot. Finster stieg dann wieder der Felsen, von dessen Haupte diese Riesentrümmer herabgeschleudert wurden, in die Wolken, und der schmale Weg, der von ihm herab, mit furchtlosem Muth der Wildniß von Menschen abgezwungen, über die Klippen führte und sie oft auf schwindelnder Höhe nur durch roh zusammengefügte Baumäste verband, er schien in diesem Aufruhr der Natur recht eigentlich geschaffen, eine strafende Gottheit aus höheren Regionen hinabzuführen in die sündige Erdenwelt.

Heinrich und sein Gefährte gedachten indessen nur ihrer menschenfreundlichen Absicht. Laut durchdrang ihr Jägerruf die Klüfte, hell ertönte ihr Glöcklein, und die augenblickliche Stille des Wetters ließ

das vielfache Echo weithin den Hülfe kündenden Ruf tragen. Doch umsonst, kein antwortender Ton erklang, nur der in der schwarzen Tiefe wild die Klippen schlagende Waldstrom brauste vernehmlich herauf, als zürne er denen, die ihm die Opfer rauben wollten, welche er sonst so oft verschlungen hatte, da wollte Heinrich nicht länger seines Gefährten Wunsch versagen, und schon den Schritt zur Rückkehr wendend, schwang er, hoffnungslos, doch fast unwillkürlich noch einmal die Glocke — und plötzlich — schon vermehrte der wachsende Sturm die Gefahr — schlugen die Hunde an, es tönte ein schwaches Rufen zu seinem Ohr, und auf dem jenseitigen Anfang des grauenvollen Klippenweges ward ein kleines Lichtlein sichtbar.

Schnell Alles ihnen Drohende bei diesem Anblick vergessend, eilten die Jünglinge vorwärts, kräftig strebend mit lautem Ruf und hell klingender Glocke, den Nahenden den rechten Weg anzudeuten. Gräßlicher aber tobte mit jedem Augenblick das Wetter, kaum vermochten die Jünglinge, auf ihre mit Eisen beschlagene Stäbe gestützt, sich aufrecht zu erhalten. Nichts achtend, waren sie indessen schon den Ankommenden nah genug, um sich gegenseitig

zu verständigen, als plötzlich ein lautes Donnern den Fall einer furchtbaren Lavine verkündete, und in eben dem Augenblick finstre Nacht verbreitend, die ungeheure Masse mit krachendem Getöse niederstürzte.

Auf ihr Angesicht niedergeworfen, hatten beide Jünglinge halb bewußtlos ihr Ende erwartet, und empfingen ihr Dasein als ein neues Geschenk aus der Allmacht Hand, da die todtbringende Lavine an einem ungeheuren Felsblock hoch über ihnen zerschellend, zermalmend von beiden Seiten herabstürzte, sie selbst aber nur noch mit einem dichten Schneegestöber bedeckt, bald wieder im Stande waren, sich aufzurichten. Heinrichs erster Gedanke bei rückkehrender Besonnenheit war Dank gegen den Allmächtigen, der zweite gehörte den Fremden, welche höchst wahrscheinlich im Augenblick, da Rettung ihnen so nahe war, den Untergang gefunden hatten, da die Lavine, vom jenseitigen Felsen herabstürzend, sie noch früher treffen mußte als Heinrich und seinen Gefährten. Auch zeigte sich dem Auge an der Stelle, wo man kurz zuvor ihr Licht gewahrt hatte, nichts als eine Schneedecke, die der jetzt wieder sichtbar werdende Mond grell beleuchtete. Doch hoffend, daß auch hier vielleicht bei augenblicklicher Hülfe noch Rettung möglich sei, zö-

gerten die Jünglinge nicht, das neu geschenkte Leben muthig daran zu wagen. Langsam und vorsichtig suchten die klugen Hunde den gefährlichen Pfad. Mit der Schaufel muthig arbeitend, folgten die Männer. Jetzt schlagen die Hunde an, — dumpfer Hülferuf dringt zu ihrem Ohre — wacker und rüstig arbeiten Schaufel und Axt, die hemmenden Schneemassen zu durchbrechen — immer deutlicher vernimmt man Menschenstimmen, bis endlich der kräftigen Arbeit der schöne Lohn gelingt, und den unter einem Felsenvorsprung Verschütteten Licht und Dasein zurückgegeben wird.

Drei Männer waren es, die hier, durch des wackern Heinrichs wache Fürsorge gerettet, ihn zurück nach seiner Hütte begleiteten. Wie die Jünglinge eben jetzt so segenbringend hier erscheinen konnten, forschte der Eine derselben ernst, und schien mächtig zu erstaunen, daß rücksichtsloser, aufopfernder Muth der kühnen Jünglingsbrust, ohne Aussicht auf irgend einen Lohn, so seltene Aufopferung gebieten konnte. Als sie aber das schützende Obdach erreicht hatten, eintraten, wo der wärmende Herd die Durchnäßten empfing, die einfache doch nahrhafte Kost ihnen ward, und Heinrich des herrlichen Gelingens seines kühnen

Wagnisses sich hoch erfreuend, die eben erhaltene Flasche Wein dem stattlichen Manne zur Labung darbot, den das ehrfurchtsvolle Benehmen seiner Begleiter, wie die angeborne Hoheit sichtlich als ihren Gebieter beurkundete, da goß der Fremde den schäumenden Becher voll und ihn hoch erhebend, rief er: „Es ist Dein fürstlicher Herr, Herzog Leopold von Oestreich, der von Dir, Heinrich, dem gewissen Tode in diesen Felsklüften entrissen, auf ewige Zeiten den Bau eines Rettungshauses auf dieser Höhe des Aarlberges unter Deiner Obhut billigt und mit seiner fürstlichen Gnade unterstützen wird. Sicher unter seiner Huld soll Dein menschenfreundliches Vorhaben gedeihen!" —

Und zu des Herzogs Füßen sank der arme Heinrich, hoch beglückt, daß ihm so große Gnade vom Himmel verliehen ward, so Verdienstliches verübt zu haben, daß selbst Herzog Leopold, den man sonst den Beinamen des Stolzen gab, so huldreich zu ihm sprach.

Wenig Wochen nach dieser Begebenheit brachte ein eigner Bote des Herzogs dem Heinrich Findelkind einen förmlich ausgefertigen Lob- und Freiheitsbrief über die Gründung des Pilgerhauses auf dem Aarlberge und hundert Goldgülden, eine Gabe des hochgesinnten Fürsten, waren ihm beigefügt, als Bürge künftiger Huld, denn viel gedachte der eben so edle als stolze Herzog für das einfache Pilgerhäuslein noch zu thun. Aber noch ehe die rauhen Winterstürme wieder toseten, hatte das Schicksal gebietend diese vielversprechende Blüthe des Habsburgischen Stammes abgemäht. Bei Sempach wollte der Herzog die Niederlage seiner treuen Edlen nicht überleben, er stürzte in ihre Mitte und fand den Tod, den er suchte.

„Nicht auf Menschen, auf Gott habe ich mein Werk gebaut,“ sagte Heinrich, als die Kunde vom Fall des Herzogs in Tyroler Lande sich verbreitete, und die schönen Hoffnungen für das Gedeihen des Pilgerhäusleins zu erlöschen drohten. Fortan pilgerte der Jüngling vom April bis September jährlich stets weit umher, durchwallte baarfuß ganz Deutschland, Böhmen, Ungarn, Polen und Kroatien, um

Beiträge zu seinem schönen Unternehmen zu sammeln. Und nicht unersprießlich blieb sein Bemühen. Mehrere wackre Männer einten sich mit ihm, die St. Christophs-Brüderschaft kam zu Stande und geweiht vom Bischof des Districts, erhoben sich die schützenden friedlichen Hallen.

Zehn Jahre hatte jetzt der zum Mann gereifte Jüngling in rastlosem Eifer seinem schönen Zwecke geweiht. Nur jenes Crucifix in seinem Busen, von dem er sich nie wieder trennte, verweilte er bei seinen Wanderungen am liebsten, geschieden von dem Treiben der Menschen, die Nächte unter dem Gezelte des Himmels, da sein Zweck es ihm zur Pflicht machte, die Tage in dem oft so trüben Gewühl der Menge hinzubringen. —

Von der Sonne gebräunt, aber in voller männlicher Blüthe, schienen die unaufhörlichen Anstrengungen nur noch kraftvoller seine schöne Gestalt entwickelt zu haben, so daß der jugendlich blühende Mann, mit den edlen Zügen, den feurig strahlenden blauen Augen, gar seltsam einem reich gekleideten Rittersmann auffiel, der mit prunkender Begleitung, zur

Heimführung eines zarten Bräutchens, lustig durch den Wald zog, als im Böhmerlande Almosen sammelnd, unser Heinrich ihn um seinen milden Beitrag ansprach.

„Fast möchte ich Euch zürnen, frommer Bruder," rief der Rittersmann, „daß Ihr, dem der Himmel ein so muthig blitzendes Auge, so kraftvolle Glieder ertheilte, so jung schon Euch in das ehrwürdige Gewand hüllt, das viel besser dem Siechen und Schwachen geziemt! Ich möchte Euch als wackerer Reiter in meinem Zuge sehen; leicht könntet Ihr bei einem Gefecht durch ehrende Beute mehr erwerben, als durch Jahre langes Pilgern!"

„Herr Ritter," entgegnete sanft, aber fest der wackre Heinrich: „fern sei es von mir, mein stilles Thun Euren tapfern Thaten gleich zu stellen; auch ist's ja nicht mein Werk, was ich vollbringe. Des Himmels Gnade allein erstärkt meine schwache Kraft. Viel Feinde habt Ihr ohne Zweifel im ehrsamen Kampf erlegt, aber durch diesen Arm ließ der Himmel schon die Rettung von Hunderten gelingen!"

Und so neben dem aufmerksam lauschenden Rit-

ter einhergehend, berichtete er ihm Entstehung und Zweck der St. Christophs Brüderschaft, und der kindlich freudige Glaube, welcher so Großes bewirkt hatte, drang so erwärmend in das Herz des Ritters ein, das die Liebe zur holden Braut jedem schöneren weicheren Gefühl geöffnet hatte, daß er innig bewegt ausrief:

„Heil Euch, Ihr habt das Wahre ergriffen. Verzeiht, frommer Bruder, den vorwitzigen Tadel des Unbesonnenen; ja, noch mehr gewährt mir die Bitte, begleitet mich hin zum Schlosse Hohenegg, wo meine theure Agnes mein harret. Euch soll der Ehrenplatz an der hochzeitlichen Tafel werden, und wenn der schäumende Pocal, der die Härtesten oft erweicht, die Herzen der Gäste der milden Freude geöffnet hat, dann sollt Ihr erzählen, welches Heil aus der Gruft jener treu Liebenden der Menschheit erwuchs, und ihr Andenken ehrend, wollen Agnes und ich selbst für Euer Pilgerhaus sammeln, und reiche Ausbeute wird ihm werden!"

Es geschah wie der Ritter gesagt hatte. Gen Hohenegg geleitete Heinrich ihn, und ehrend von ihm eingeführt, ward dem armen Mönch in der groben

Kutte, in der Mitte der prunkenden Hochzeitgäste, der Braut gegenüber der Ehrenplatz.

Mehr aber als die unerwartete Gegenwart des neuen Hochzeitgastes, dessen ehrwürdiger Stand ihm stets hohe Achtung sichern mußte, fiel vielleicht den Gästen die sichtliche Befangenheit, das ganz in sich versunkene Wesen desselben auf, das nur zuweilen mit düster flammenden Blicken auf die zarte Braut gerichtet, abwechselte. Bald todtenbleich, bald dunkel erglühend, heftete Heinrich sein Auge oft starr auf das holde Himmelsbild, und die bis jetzt jeder leidenschaftlichen Regung unzugängliche Brust fühlte sich zum ersten Mal von unbekannter Wonne und Schmerz zerrissen. — Selbst dem Ritter, so ganz er, von seinem Glücke erfüllt, wenig Sinn für die Außenwelt behielt, fiel endlich das so wunderbar veränderte Aeußere seines zuvor so ruhig heiteren Gefährten auf. Vermuthend, daß vielleicht der ungewohnte Genuß des starken Weines den sonst so strenger Entsagung Geweihten überwältigt habe, beendete der edle Ritter schneller das Mahl, und selbst sorglich den so sichtlich erschütterten Heinrich nach der ihm bestimmten Ruhestätte begleitend, gestattete

er sich dann erst den frohen Reigen am Vorabend seiner Vermählung zu beginnen, als er den ihm so werth gewordenen Fremdling, sich selbst überlassen, und jedem möglichen Tadel entrückt wußte.

Wie weit aber war Heinrich entfernt, jene Ruhe zu finden, welche sein wohlthätiger Freund ihm zu bereiten gedachte! — Sich selbst ein Räthsel — eine Welt fremder, unverstandener Wünsche in wilder Gährung seine Brust schwellend, — tausend verworrene Bilder, in denen, wunderbar verkettet, bald das jener hohen Frau, die er nur als Leiche sah, bald Agnesens holde Gestalt vorherrschte, umschwebten ihn, und vergebens hoffte er, auf dem weichen, ihm bereiteten Lager die süße Ruhe zu finden, welche sonst der harte Fels ihm so willig gewährte.

Emporgerissen von den fieberhaft pochenden Pulsen, den wilden Phantasien, die ihn schreckend aufjagten, sprang er vom Lager. Angelockt von fernher klingenden freudigen Tönen riß er das Fenster auf und starrte hinaus in die mondhelle Nacht. Aber vergebens hatte er gehofft, er würde das erschauen, wonach eben jetzt zuerst in seinem Leben seine Brust

so ungestüm verlangte, das gesellige Treiben der Menschen. Weit entfernt, seinem Auge unerreichbar, lag das Gemach, wo die froh versammelte Jugend in heiteren Kreisen sich bewegte und hoch in die Wolken steigende Felsen umgaben eng begrenzend den Erker, auf welchem der Jüngling mit sehnsüchtig pochendem Herzen stand.

Kein lebendes Wesen regte sich, daß die wildklopfende Brust irgend einen Gegenstand hätte umfassen mögen, in diesem zerreißenden Weh gänzlicher Verlassenheit, das bisher nie empfunden, mit Schlangenbissen das glühende Herz anfiel: da plötzlich ersieht des Jünglings düster flammendes Auge eine Gemse, wie sie von Fels zu Fels, von Klippe zu Klippe springt, scheu um sich schauend, als bange es ihr hier in der finster beengten Gegend und dann einen Spalt gewahrend, durch den lockend das Mondlicht dringt, kühn hineinspringt und dem Auge verschwindet, als sei es leicht, unterzugehen, wenn nur im Reiche des Lichts.

Und was kann der aufgeregten Brust des Jünglings eben jetzt als Licht und Leben erscheinen, als

das Dasein, welches der Strahl der Freude, der Liebe verklärt! Und ihm ist es verloren, rettungslos, ewig verloren! Kalter Entsagung, todter Pflichterfüllung allein hat er sein Dasein dahin gegeben! — Nein — er will nicht länger dies sklavenartige, elende Leben ertragen! — Immer glühender pochen seine Pulse, immer wildere Phantasien erwachen in ihm! Es reißt ihn fort, einzutreten in das Leben, Blut und Dasein zu wagen, um den Genuß des Köstlichsten, Liebe und Freude, zu erringen!

Und Kühlung zu suchen für die wallende Brust reißt er weit das Gewand auf, da fällt klingend auf den Estrich des Erkers das silberne Crucifix nieder, als wolle es den einst nur ihm geweihten Ruheplatz verlassen, seit wilde Leidenschaften ihn entweihend erfüllen.

Funkelnd brach sich des Mondes Strahl an dem nah verwandten Glanz, als tief erbebend Heinrich den scheu entsetzten Blick darauf heftete. Doch als ob das milde Licht, noch milder hier leuchtend, ein Bote des ewigen Friedens werden sollte, so zog besänftigend, beruhigend sein leuchtender Strahl in

Heinrichs Brust und in heiße Thränen tiefer inniger Reue ausbrechend, stürzte der Jüngling im flehenden Gebet zu Boden.

Er ward erhört. Immer mehr kehrte Ruhe, Sammlung, klares Bewußtsein dem kindlichen Gemüth zurück, und als die Morgenröthe den noch heiß Betenden begrüßte, waren die trüb verworrenen Bilder der Nacht wie ein bös lastender Traum verschwunden; aber in den wenigen Stunden des Kampfes wahrhaft zum Manne gereift, wiederholte er entschlossen sein Gelübde auf dem Crucifix und fühlte sich in der stillen Brust, als es wieder daran ruhte, nun selig bewußt, daß das Leben ihm wohl Kampf bereiten könne, sein Glaube aber den Sieg sichern werde.

Ernster aber nicht trüb und unruhig, trat er in die Hallen, wo der fröhliche Brautzug sich bereitete. Ja als die Braut prangend in Fülle der Anmuth und Schöne an des hochbeglückten Geliebten Hand erschien, da durchzuckte wohl ein jäher Schmerz, dem der Nacht nah verwandt, die Brust Heinrichs, aber er legte die Hand an das Crucifix, das wohlthätig

fühlend auf dem Herzen ruhte, wandte den Blick nach oben, und in sanfte Wehmuth wandelte sich das bitter aufwallende Gefühl.

Die Trauung war vollzogen. Prunkvoll und gastfrei war das herrliche Hochzeitmahl und auch heute, des Ritters Versprechen gemäß, erhielt Heinrich den Ehrenplatz der Braut gegenüber neben einer hochbetagten Matrone, der Großmutter des Fräuleins.

Alles war in würdiger heiterer Fröhlichkeit beisammen, als die allgemeine Freude noch durch einen Eilboten aus Prag vermehrt wurde, welcher die Urkunde überbrachte, wodurch Kaiser Wenzel dem Bräutigam die Lehne und Güter der Familie Agnesens ertheilte, welche sonst, da sie keine Kunkel- oder Frauenlehne waren, der Krone anheim fielen. Gern verläugnete Wenzel hier seine sonst nur zu oft bewährte Habsucht, da die drohend gegen ihn ausbrechenden Unruhen einen tapferen Freund, wie den Ritter von Rosenberg, sehr wünschenswerth machten.

Zu der tief bewegten Matrone Füßen führte noch einmal der Ritter seine schöne Braut und gelobte aus treuer Brust, mit dem Namen und der

Herrschaft Hohenegg alle kindliche Pflichten gegen die würdige Matrone nicht nur zu übernehmen, sondern so treu auszuüben, daß die schweren Kummerthränen, die jetzt bei der Verleihung des Erbes ihres so schmerzlich betrauerten Sohnes und Enkels an einen Fremden ihr die Augen füllten, in Freudenzähren sich verwandeln sollten.

„Ich glaube es, mein edler Hugo," entgegnete die würdige Frau. „Mein eigner Wunsch und Gesuch war es ja, es möge der Kaiser dem edlen Stamme dieses Hauses neues Leben ertheilen, indem er ein so untadelhaftes Reis damit verband. Wohl mir, daß ich mich, in den Willen des Höchsten fügend, das Eigenthum der spurlos Verlorenen lieber freiwillig Euren Händen übergab, ehe ich es duldete, daß Agnes, die Tochter meiner edlen Ahnen, einst von Fremden verdrängt, leer auswandern sollte aus der hohen Burg ihrer Voreltern! Ja, edler Hugo, Ihr seid mein Sohn, und freudig werde ich die müden Augen schließen, da ihnen noch einmal das Glück ward, einen rechtmäßigen Erbherrn auf Hohenegg zu erblicken. Seht diesen Becher credenzt Euch die Eltermutter Eures Hauses, meine Freudenthränen verhei-

ßen Segen dem neuerblühenden Geschlecht der Grafen von Hohenegg!"

Mit hohem Jubel und freudiger Theilnahme wurden der Matrone letzte Worte wiederholt, und Rührung sprach aus jedem Blicke. Da, eben diesen Augenblick als den zweckmäßigsten erwählend, bat der Graf Heinrich, jetzt den Versammelten den Zweck seiner Anwesenheit zu eröffnen, daß der Tag, welcher auf immer sein Glück begründet habe, auch segensvoll in weiter Ferne Heil verbreite.

Ernst und ruhig begann Heinrich die oft von ihm mitgetheilte Erzählung. Aber bebender ward seine Stimme allmählig. Ja, als er jener unglücklichen Opfer gedachte, als er die edlen, Hoheit gebietenden Gestalten schilderte, deren Anblick sein junges Herz so glühend entflammte, da plötzlich funkelte sein Auge; sich hoch aufrichtend als sähe er ein göttliches Gesicht, rief er: „Ja es waren reine, edle Wesen, die dort den Tod der Märtyrer starben, daß aus ihrer Gruft sich der Funke entzünde, der wohlthätig leuchtend noch späten Jahrhunderten strahlen wird. Nicht wagte es der Hauch des Todes, ihnen zerstö-

rend zu nahen! und lebend schaue ich in den Zügen dieser holden Braut das verjüngte, nie vergeßne Abbild jener hehren Frau, welcher dies heilige Sinnbild ihres Erlösers Muth und Kraft im Leben wie im Tode verlieh!

Fast unwillkürlich hatte Heinrich hier das kleine silberne Crucifix hoch empor gehalten. Einen lauten Schrei ausstoßend, rief jetzt die Matrone:

„Gebt — um Gott — gebt her! Laßt die furchtbar gräßliche Ungewißheit enden! — Laßt mich das Crucifix betrachten!"

Staunend, doch mit leuchtenden Blicken, fast als habe seine hochklopfende Brust geahnet, mehr als gewöhnlicher Antheil müsse ihn mit dem holden Wesen verbinden, welches gestern seine Phantasie so wild erregte, legte jetzt Heinrich das Crucifix in der Matrone zitternde Hände, die es schnell besah, dann an eine verborgene Feder drückend, das Kreuz selbst öffnete, die darin enthaltene Reliquie, einen Splitter des wahren Kreuzes, unter heißen Thränen an ihre Lippen preßte, und durch den innen eingegrabenen Namen und die Jahreszahl unwiderleglich bewies, daß eben dies Crucifix ihr eignes letztes Geschenk an ihren abrei-

senden Sohn und dessen Gattin gewesen sei. — Wenn noch Zweifel obgewaltet hätten, so würde Heinrichs Zeugniß, der, in den Bildersaal der Familie geführt, sogleich das Bild des Grafen als das jenes edlen Todten erkannte, hingereicht haben, sie zu heben.

Als nun Heinrich noch einmal die Kunde von den bisher spurlos Verschwundenen wiederholt hatte, und die bittern Thränen, welche die Matrone und Agnes den Hingeschiedenen weihten, sanfter im Bewußtsein des Heils flossen, welches ihrer Gruft entstiegen war, da erläuterte die Matrone den staunenden Gästen den wunderbaren Zusammenhang, indem sie sagte:

„Ihr wißt, edle Herrn und Freunde, wohl fast Alle, daß meinem wackern Sohne und seiner treuen Hausfrau ein holder Knabe im dritten Jahre seines Alters von räuberischen Händen entwandt ward. Trauer und Gram wohnten seitdem viele Jahre auf dieser Burg, bis endlich unser liebliches Bräutlein hier wieder die Freude zurückführte. Doch nagte der Kummer um den Verlust seines blühenden Knaben

schwer an meines Sohnes Seele, und seine treue Gattin, meiner Pflege getrost die kleine Agnes überlassend, wich nicht von ihres Gatten Seite, daß die Schwermuth, die ihn oft befiel, nicht Verderben bringend ihm nahe. Da plötzlich brach nach langer Nacht uns eine neue Hoffnung an. Ein Räuber, der Anführer einer wilden Horde, bekannte sterbend, als mein Sohn den schwer Verwundeten, den er im Walde fand, hierher bringen ließ, wie er vor vierzehn Jahren, der Rache einer stolzen Frau dienend, deren Hand mein Sohn verschmäht hatte, das Kind raubte und es nach wenig Wochen im Tyroler Gebirge vor der Hütte eines armen Hirten ausgesetzt habe. In Lumpen gehüllt, jedes Abzeichens beraubt, das seinen Stand verkünden konnte, war so der Erbe der Grafen von Hohenegg verstoßen worden. Aber der Allmächtige, der die Frevelthaten der Menschen allwissend vorhersieht, hatte dem Kindlein ein unauslöschliches Zeichen eingeprägt, denn schon bei der Geburt hatte es unter dem Herzen ein blutrothes Kreuz und drei Sternlein darüber. Sobald der Graf die überraschende Kund vernahm, war der treuen Eltern Entschluß gefaßt. So spät die Jahreszeit war, eil=

ten Beide dem Orte zu, wo ihr geliebtes Kindlein weilen sollte, es heimzuholen in die väterlichen Hallen! Es sollte nicht sein! Nur Ruhe unter gleichem Himmel wollte der Himmel ihnen gewähren! — Sie kehrten nicht wieder! — Ihr Sohn, der kräftig schöne Knabe Heinrich kehrte nicht zurück! — Das Kreuz, welches der Herr sendet, muß getragen werden, bis es sich über den Sternen der Palmenkrone verklärt!"

Demüthig schweigend senkte die hohe Greisin das Haupt, doch hoch sich erhebend rief Graf Hugo:

„Ich aber gelobe, wenn je Graf Heinrich von Hohenegg erscheint, Kreuz und Sterne unter seinem Herzen ihn als den echten Erben dieser schönen Besitzungen bewährt, so übergebe ich ihm ungetheilt sein Eigenthum, und glücklich in meiner Agnes Liebe, soll Arm und Schwert ihr beweisen, daß nur sie, nicht ihre reiche Morgengabe Werth für mich hat. Ihr aber, frommer Bruder, dem eine junge Gattin schon so unendlich viel verdankt, vermehrt noch die Schuld, welche wir nie gegen Euch abtragen können, indem Ihr, der Ihr in den Gebirgen Tyrols einheimisch seid, Alles aufbietet, uns Kunde von dem

Grafen Heinrich zu verschaffen. Ich nehme alle gegenwärtige Ritter zu Zeugen, daß ich unverweigerlich ihm sogleich Erb' und Würde freudigen Herzens zurück erstatten werde."

Sichtlich bewegt hatte der junge Mönch die Erzählung der Matrone, die Rede des Grafen vernommen. Er schwieg einen Augenblick und erwartungsvoll, als müsse seine Antwort etwas Wunderbares verkünden, lauschten alle Anwesende seinen Worten. Da schlug er den jetzt wieder ganz hellen klaren Blick gen Himmel und entgegnete:

„Mit Recht vertraut Ihr meiner Sorge dies Geschäft! Einem treueren Herzen kann es nicht anheim fallen. Genießt ruhig Eures wohlverdienten Glückes, und wenn Ihr Euer Wort löset und einst, wann milde Frühlingsluft die Blumen auf Eurer Mutter Grab küßt, es kindlich heimzusuchen kommt, gelobe ich, Ihr sollt Kunde von dem Verlornen finden. Doch nun, edler Graf, gedenket Eures Wortes, laßt mich die milde Spende der edlen Gäste sammeln und dann sogleich zur Heimath aufbrechen. Nah ist den kalten Höhen Tyrols die öde Winter=

zeit, laßt mich dahin eilen, wohin Gelübde und Pflicht mich rufen!“

Niemand wagte sich dem ernsten Willen des begeisterten Jünglings zu widersetzen. Agnes selbst erwählte den reichen Perlenschmuck, der ihren Hals umgab, zur ersten Spende der Almosen, die sie selbst Hand in Hand mit ihrem Geliebten den Tisch umschreitend einsammelte, und sehr reichlich waren die wahrhaft fürstlichen Gaben, die der Graf und die würdige Matrone den übrigen hinzufügten.

Mit segnenden Thränen reichte noch zuletzt die Matrone dem abschiednehmenden Jüngling das Crucifix wieder, und hieß es ihm zum Andenken des uralten Geschlechts der Hohenegg bewahren. Tief gerührt empfing er das werthe Zeichen, und als er hinausschritt in die öde Nacht, noch einmal den Blick rückwärts wandte nach den hohen Zinnen der im festlichen Glanze prangenden Burg, da drang ein tiefer heißer Seufzer aus der gepreßten Brust; doch das Crucifix hoch emporhaltend, rief der Jüngling, muthig sich ermannend: „Komm, du einziges Erbe, das mich aus den väterlichen Hallen begleitet. Leuchte mir vor auf dem Pfade des Rechts, daß ich,

treu der heilig gelobten Pflicht, nie wieder der Versuchung erliege und das Glück der heiß geliebten Schwester unerschütterlich begründet sei!"

Und auf dem blutroth flammenden Kreuz, über welchem drei Sterne schwebten, ruhte fortan das Crucifix und sein heiliger Einfluß ließ nie wieder der Leidenschaft wilde Gährung in seiner Brust erwachen.

So manches Jahr verstrich, wo der Frühling die Blumen auf der Eltern Grab kosend grüßte, ehe die holde Agnes mit ihrem Gatten die Reise dahin antreten konnte. Als aber die würdige Matrone heimgegangen war zu ihren Vätern, und der fünfjährige Erbe die blühende Mutter begleiten konnte, da rüsteten sich Graf Hohenegg und seine Gattin, die ungern verspätete Pflicht zu erfüllen.

In dem vollendeten Hospitium empfing sie Heinrich, der würdige Vorsteher desselben. Er geleitete sie an das Grab ihrer Eltern und als sie vom scheidenden Sonnenstrahl umglänzt, wie einst das goldne Licht ihre Bestattung verklärend beleuchtete, an ihrer Gruft standen, da gab sich der Bruder der Schwester zu erkennen, so ernst und fest aber den Willen aussprechend, nie den ihm vom Himmel so

sichtlich bestimmten Platz zu verlassen, daß seine Geschwister jeden Versuch, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, aufgeben mußten.

Als sie ihre Rückreise antraten, gab ihnen Heinrich eine weite Strecke das Geleit. Dann verharrte er lange schweigend auf einer Felsklippe, ihnen nachzuschauen, so lange noch eine Spur der Enteilenden ihm sichtbar blieb. — Als endlich nur die öde Weite sich zeigte, zog er die Kapuze tief über die Augen und kehrte in das Hospitium zurück, das er fortan, da der Bau vollendet und das Almosensammeln durch manche reiche Gabe nicht länger nöthig war, nur verließ, wenn seine menschenfreundlichen Bemühungen es forderten. — Nach mehreren Jahren brachte ein Mönch der St. Christophs-Brüderschaft das Crucifix und den letzten Gruß Heinrichs nach Hohenegg. Sein Staub ruht bei seinen Eltern. Unbekannt blieb Name und Stand des edlen Jünglings, aber noch nach mehr als vierhundert Jahren besteht das Werk, das er im Vertrauen auf Gott begann und glorreich ausführte.

Anhang.

Die Stiftungsurkunde der St. Christophs-Brüderschaft am Aarlberge lautet wörtlich also:

Ich Heinrich Findlein, denn mein Vater, der mich fand, hieß der Mayr von Kempten, der ganz herunterkam, da er neun Kinder selbst hatte und ich das zehnte; da schlug er uns halb todt, und hieß uns dienen gehen; so kam ich Heinrich Findelkind zu zwei Priestern, die wollten gen Rom gehen, da ging über den Aarlberg, da sprach ein Mann, Jackl genannt, wo wollt Ihr mit dem Knaben hin? Da sprachen die Herrn, er ist zu uns gekommen auf dem Feld; da sagte der Mann, lasset ihn hier, daß er das Vieh uns hütet; da sprachen sie, was er thut, ist uns lieb, da dingten sie mich und gaben mir das erste Jahr zwei Gülden: da war ich bei dem genannten Jacklein zehen Jahr, da ging ich mit ihm zur Kirche und trug ihm das Schwert nach. — Da brachte man viel Leute, die da waren auf dem Aarlberge

in dem Schnee verdorben, den hatten die Vögel die Augen ausgegessen und die Nase abgefressen; das erbarmt mich Heinrich Findlein so viel, da hat ich funfzehn Gulden verdient, mit dem Hirtenstab; da rufte ich und fragte ob jemand wollte nehmen die funfzehn Güldlein und einen Anfang machen auf dem Aarlberg, daß die Leut nicht verdürben, das wollt niemand thun, da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hülfe und den lieben Herrn, der ein großer Helfer ist in der Noth, St. Christoph, und fing an mit den funfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab verdiente, vom Jacklein übern Rhein und rettete in dem Winter sieben Menschen das Leben. Dann hat mir Gott geholfen, daß ich in sieben Jahren funfzig das Leben rettete, seit jenem Jahre 1386.

Anzeige für Gebildete.

Bei Carl Focke in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Erzählungen, aus den Pariser Salons, von Musset-Pathay.

Deutsch bearbeitet
von
Friedrich Gleich.

2 Bände, Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. rhnl.

Das Literaturblatt Nr. 89 zum Morgenblatt 1826 spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Dieses Buch hält mehr als es verspricht, denn statt willkürlich mit der Zeitgeschichte durchflochtener Romänchen, gibt es uns einzelne Gemälde von Gegenständen aus der Zeitgeschichte, in einen ähnlichen Rahmen gefaßt, wie der, dessen sich Göthe bei seinen „Auswanderern" bediente. — In verschiedenen Abschnitten werden als Vorwürfe gesellschaftlicher Unterhaltung folgende Gegenstände erörtert: Familienleben der heutigen Zeit, in einigen, verschiedene Ueberschriften tragenden Capiteln; über die Sittenlosigkeit der Weiber unter den beiden letzten Ludwigen vor der Revolution; und über die literarischen gesellschaftlichen Zirkel, eine sehr an-

Staatsbibliothek München

ziehende Zusammenstellung, welche es begreiflich macht, wie aus diesen zahlreichen Feuerherden lebendiger, kühner und auch rücksichtsloser oder schlecht gereifter Ideen sich die Funken durch ganz Frankreich verbreiten mußten; ein sehr aufregender Abschnitt über die Jesuiten, unter der Aufschrift: **La rotonde et le coupé** (zwei verschiedene Plätze der französischen Postwagen); und eine bittere Kritik der Amtsführung der heutigen Minister."

Der Mann mit der Zauberlaterne.

Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für die Jugend, mit 42 colorirten Abbildungen fremder Völker und einem Titelkupfer. Geschmackvoll gebunden, zweite verbesserte Auflage. Preis ½ Thlr. oder 54 Kr. rheinl.

Mit vollem Rechte kann dieses Büchlein allen denen empfohlen werden, welche Kindern ein nützliches und angenehmes Geschenk machen wollen; denn es zeichnet sich vor vielen andern Büchern dieser Art durch einen lehrreichen und dabei höchst faßlichen Inhalt, ein elegantes Aeußere und einen sehr niedrigen Preis aus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

May, Sophie,

Gesammelte Erzählungen

Bd.: 8

Leipzig (1830)

P.o.germ. 911 y-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114485-8